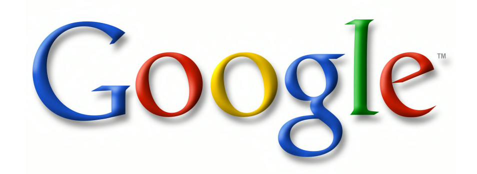

Google

FRIEDRICH NIETZSCHE EIN JUGENDVERDERBER?

EINE VERTEIDIGUNGSSCHRIFT VON

MARTIN HAVENSTEIN

LEIPZIG 1906
VERLAG VON JULIUS ZEITLER

21

Mit herzlichem Gruss überreicht
vom Verfasser.

DRUCK DER SPAMERSCHEN
BUCHDRUCKEREI IN LEIPZIG

FRIEDRICH NIETZSCHE
EIN JUGENDVERDERBER?

EINE VERTEIDIGUNGSSCHRIFT VON

MARTIN HAVENSTEIN

VERLAG VON JULIUS ZEITLER,
LEIPZIG 1906

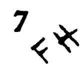
MEINEM FREUNDE HANS RAUH

LIEBER FREUND, daß diese kleine Erstlingsschrift über
etzsche dir zugehört, das versteht sich für mich von selbst.
: hast vor mehr als zehn Jahren diesen Samen in meine
ele gesenkt, und meist unter deinen Augen ist das Pflänz-
en hervorgebrochen und herangewachsen, du lieber, treff-
ıer Gärtner, der sich so gut auf die Pflege junger Seelen-
ebe, am allerbesten aber auf die allerseltenste Kunst — das
achsenlassen versteht. Nun ist's ein Bäumchen geworden,
d hier hast du die ersten Früchte. Reif sind sie doch,
nke ich. Wenigstens habe ich ihnen Zeit genug zum Reif-
erden gelassen.

Ja, es sind mehr als zehn Jahre, da hörte ich zum ersten
ıale den Namen Friedrich Nietzsche — aus deinem Munde.
h tappte damals noch tief in theologischen und anderen
ebeln herum. Du aber standest schon in der Klarheit und
ogst mich, den anfangs Widerstrebenden, mit hinein und
eigtest mir am Horizont dies unvergleichliche Gebirge, das
iit dem dunklen Sammet seiner Wälder und dem rosigen
ilanz seiner Schneegipfel sich wie ein Wunder aus der Ebene
rhob.

Was mir inzwischen Nietzsche geworden ist, das brauche
ch dir nicht zu sagen. Du weißt es aus hundert Gesprächen
n unseren Wänden und Wäldern, die alles dies zwischen uns
gemeinsam machten. So weißt du auch, daß diese Schrift
lem Triebe der Dankbarkeit entspringt, die es nicht ohne
Zorn und Widerrede erträgt, wenn das Andenken des geliebten,
großen, unsterblichen Toten von Unverständigen und Übel-
wollenden öffentlich geschändet wird. Möge sie ihr Teil tun,
um diese häßlichen Stimmen endlich zum Schweigen zu
bringen! —

Du wirst in dieser Apologie eine ganze Reihe psychologi-
scher Probleme behandelt finden, lauter alte Bekannte für



dich, — und zuletzt — zuguterletzt, denke ich — a
mein Problem, das alte Hamletproblem, das ich schon
der Schulbank mit mir herumtrug. Nun habe ich's mir e
lich vom Herzen heruntergeschrieben, und ich hoffe, es st
nun auch vor deinen Augen so klar da, wie du es noch ni
gesehen hattest.

Im übrigen weißt du ja: „Der Mensch ist schwer zu e
decken und sich selber noch am schwersten."

Halensee, im März 1906.

MARTIN HAVENSTE

1.

Warum mußte doch Sokrates den Giftbecher trinken? Nicht vor allem deshalb, weil die Bürger von Athen meinten, er sei ein Jugendverderber?

Ja, so ist es, wir wissen es alle, und wir entrüsten uns sittlich über die bösen Athener, die so ungerecht waren und so blind und taub für das Große und Neue, das in dem seltsamen Philosophen des Marktes und der Straße unter ihnen erschienen war. Wir teilen diese Entrüstung auch unserer männlichen Jugend mit. Wir geben unseren Jünglingen auf dem Gymnasium die berühmte Platonische Verteidigungsrede des Sokrates zu lesen und lassen sie dabei finden und empfinden, wie unbegründet die Anklage, wie oberflächlich das Urteil war. Wir haben's freilich leicht, uns so zu verhalten, da die Geschichte die Richter des Sokrates längst gerichtet und den Verurteilten gekrönt hat. Wir laufen keine Gefahr, wenn wir für ihn eintreten, denn auf seiner Seite ist jetzt die Macht. Und überdies — was geht uns schließlich Sokrates von Athen an? Ob wir ein inneres Recht haben, uns gegen seine Richter zu ereifern, darüber entscheidet allein unsere Stellung zu dem philosophischen Genius der Gegenwart. Haben wir ein offenes Auge und einen empfänglichen, gerechten Sinn für das Große und Neue unserer Zeit bewiesen? Das ist hier die Frage. Und wer darf vor dieser Frage seine Stirn erheben? Den toten Sokrates preist man. Kommt aber ein neuer Sokrates, so macht man's wie die Athener. Man schilt ihn leichthin einen Jugendverderber; man begnügt sich mit der oberflächlichsten Kenntnis, mit dem dürftigsten Schlagwortwissen, um über ihn den Stab zu brechen, und man hält auch wieder den Giftbecher bereit, den Giftbecher der Schmähungen, des Spottes und der Verleumdung.

Ich rede von Friedrich Nietzsche, der trotz seiner ablehnenden Beurteilung des Sokratischen Geistes in mehr als einer Hinsicht mit Sokrates wohl verglichen werden kann.

Die Ähnlichkeit ist leicht zu erkennen, und der Leser wird an mehreren Stellen der folgenden Erörterungen die Parallele ohne Mühe selber ziehen. Vorerst kommt es mir nur auf eins an. Man verzieh es in Athen dem Sokrates nicht, daß er unablässig in den Netzen seiner Dialektik die moralischen Begriffe fing und an das Licht des Bewußtseins hervorzog. Wo er ging und stand, weckte er das Nachdenken über die sittlichen Dinge. Dabei hatte er nicht die Absicht, die herrschende Moral zu untergraben, er wollte seine Zuhörer nur zu einer bewußten, selbständigen Stellung ihr gegenüber bringen. Und schon das erschien den „Männern von Athen" zu bedenklich, und sie beseitigten den unwillkommenen Frager. Der moderne Staat ist weitherziger, schon weil er weiter ist und mehr Köpfe unter einen Hut zu bringen hat als der antike Stadtstaat. Aber auch er sieht in den überlieferten sittlichen Anschauungen seiner Zeit die wertvollste Verkörperung der Autorität, die ihn selber stützt, und so zieht auch er hier dem Forschen so enge Grenzen, als er kann. Auch ihm ist am erwünschtesten, daß hier überhaupt nicht gefragt werde. Denn wie die Antwort auch lauten mag, das bloße Fragen schon bedeutet eine heimliche Erschütterung dessen, was nach seinem Willen unerschütterlich ist und bleiben soll.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet, erscheint nun allerdings Nietzsche als der schlimmste Verwüster. Wer sich die Moral von irgend einem Staate — und die Kirche ist auch ein Staat — vorschreiben läßt, wessen sittlicher Horizont mit den Staatsgrenzen zusammenfällt, der muß in der Tat bange werden, wenn er „Jenseits von Gut und Böse" liest. Denn von irgend welcher Rücksicht auf staatsbürgerliche Beschränktheit, von irgend welchem Haltmachen vor äußeren Autoritäten ist keine Spur darin zu finden. Diese Schranken hat Nietzsche in seinem Denken überall durchbrochen. Er war sich einer höheren Sendung bewußt, als sie der Politiker zu erfüllen hat, wie sich das für einen Philosophen in seinem Sinne von selbst versteht. Weit abseits von den Bauwerken aller Staatswesen kündete er auf hohen Bergen seine Weisheit, die immer dem Menschen galt, und nicht dem Staatsbürger. Ja, er hat (im Zarathustra) den Staat mit bitterbösen

›rten als den neuen Götzen gebrandmarkt, als das Leben
'nichtende Untier, von dem das „Volk" verschlungen werde.
:r also in der staatlichen Autorität die höchste Instanz für
; Denken und Urteilen anerkennt, wer im guten Staats-
rger das höchste Ideal des Menschen erblickt und in
:sem Glauben die Jugend zu erziehen und zu erhalten
inscht, der wird, von seinem Standpunkt aus mit Recht,
ietzsche für einen Jugendverderber erklären.

Nur wird er uns erlauben müssen, diesen seinen Stand-
ınkt für äußerst niedrig und seinen Willen, die Jugend auf
m festzuhalten, unsererseits für den Willen eines Jugend-
rderbers zu erklären. Weiß er es denn nicht, daß Religion
ıd Moral, Wissenschaft und Kunst ihrer Natur nach die
renzen des Staatlichen überfliegen? Daß diese edelsten
räfte des Menschen hinter den Gitterstäben der Staats-
ıtorität verkümmern? Weiß er es nicht, daß echte Moral
:n Tiefen der Persönlichkeit entquillt, in die kein Staats-
efehl hinabreicht? Daß sie keinen König und Richter über
ch anerkennt, sondern sich selbst König und Richter ist?
Veiß er es nicht, daß die christliche Religion, die unser
itaat im Arme hält, ihrem wahren Wesen nach sehr gleich-
ültig ist gegen jedes Staatswesen? Daß ihrem Stifter nichts
:rner lag als das Ideal des Staatsbürgers? Oder ist er viel-
:icht so naiv zu glauben, den Mittelpunkt des Christentums
ilde die Mahnung des Apostels: „Jederman sei untertan der
)brigkeit!"? Hat er sich nicht klar gemacht, daß die Wissen-
chaft, das Streben nach Wahrheit, eine staatliche Bevor-
nundung und Gängelung nicht erträgt? Daß sie ihrem Wesen
ıach jede äußere Autorität ausschließt?

Ich dächte, es gibt in der Tat der Toren genug, und nicht nur
n schwarzen Röcken, die die Frucht- und Blütenbäume der
Kultur nur im Treibhaus ziehen wollen; die es dem Adler
verwehren möchten, auf freier Höhe zu horsten. Sie behaupten
zwar selber, sie seien Freunde der Kultur, und sind empört,
wenn man's bestreitet. Aber was ist das für eine Freundschaft,
die dem Freunde jeden Schritt vorschreibt und es nicht er-
tragen kann, wenn er seine eigenen Wege geht! Die Werke
des Geistes nur dann gut heißen und dulden, wenn sie zu-
fällig dem Bestehenden, Herrschenden nicht widersprechen,

das verrät eine schlechte, falsche Liebe zum Geiste. D
den Geist nicht frei wollen, das heißt ihn nicht wollen.

Wer also die aufstrebende Jugend grundsätzlich zur A
betung des Bestehenden und staatlich Anerkannten zu erzie
sucht, anstatt sie zu relativer Schätzung und zu freier Unt
ordnung anzuleiten; wer sie in einem „schlechthinigen A
hängigkeitsgefühl“ der äußeren Autorität gegenüber, d.
in subalterner Gesinnung festzuhalten wünscht, anstatt d
Majestät der freien Persönlichkeit vor ihr leuchten zu lass
wer die Regungen der Selbständigkeit in ihr nach Kräften unte
drückt und alles von ihr fernhält, was „sein Jahrhundert in d
Schranken fordert“, — der opfert einem Götzen die höchst
Kräfte des Volkes, der ist in Wahrheit ein Jugendverderb
zu nennen. Denn er versündigt sich gerade an dem edelst
Teile der Jugend, und das hat, dächte ich, mehr auf sich, a
wenn einer die Flach- und Schwachköpfe vorübergehend i
Verwirrung bringt. Vorübergehend sage ich. Denn wirklic
die Gefahr ist nicht groß, daß die stolze Freigeisterei Nietzsch
dauernd über die Seelen Macht gewinne, die zu innerer Selbst
ständigkeit nicht geboren sind. Die jungen Lämmer hüpfe
wohl einmal auf der Weide. Aber das hat seine Zeit, de
Schäfer weiß es. Bald gehen sie ruhig mit all den andern au
breiten, staubigen Feldwegen in den Stall. Wer die Sehnsuch
nach fernen Küsten und die Seefahrerlust an weiten, gefähr
lichen Meeren nicht von Natur in sich trägt, der wird au
Nietzsches stürmischer See gar bald sein Boot zurücklenke
zum sicheren und vertrauten Hafen. Was aber den begabteren
edleren Jüngling zu Nietzsche zieht, das ist gerade die stolz
Geistesfreiheit, die durch seine Schriften weht, die jede Furch
und Fessel abgeworfen hat. Wenn er auch vielleicht den Ge
dankengehalt nicht versteht oder mißversteht, dies eine fühl
er instinktiv heraus: da ist Adel und Größe und das Gegentei
jeder Knechtsgesinnung. Und das gewinnt ihn. Dazu spricht
seine Seele ein feuriges Ja, und ich weiß nicht, warum wir
beklagen sollten. Und ob sein Inneres erzittert und erbraust
— kein rechter Frühling ohne Frühlingsstürme und wilde
Schmelzwasser. Hier ist einzig das zu wünschen, daß jeder
so Erregte in dieser freien, wilden Gebirgseinsamkeit seinen
Führer finde, der ihm mit weiser Umsicht den Weg zeige,

nen Weg. Dazu ist freilich der nicht geeignet, der, selber erlich unfrei und ängstlich, den Suchenden, ohne daß er's 'kt, wieder hinter die sicheren Zäune der äußeren Autorität ückbringen möchte. Denn der Geführte merkt es doch, er — angeführt werden soll, und wendet sich ab, um in weiter zu wandern. Gerade die Jugend in ihrem ersten iheitsrausche, dem noch keine Ernüchterung gefolgt ist, ein sicheres Gefühl und einen hellen Blick für alle Unheit und Gebundenheit des Geistes und lehnt sich inıktiv gegen alle Schulmeisterei in den Dingen des inneren bens auf. Wenn wir der Jugend, die von Nietzsches Feuernk getrunken hat, verständnislos begegnen und ihr nichts gegen zu bieten haben als irgend eine staatlich approbierte ıssersuppe, so machen wir die Sache nur schlimmer. Und das nicht die Regel? Findet die Jugend unter denen, die ihrer Leitung und Förderung berufen sind, wohl viele, ıen sie es anmerken kann, daß sie ihre Nöte — und Nietzsche rklich kennen? Und gesetzt den Fall, daß sie dann, sich bst überlassen, ganz in Gärung gerät und auf Irrwegen ndelt; daß sie sich dreist und spöttisch empört und jede ıtorität mißachtet, wer ist schuld? Nicht die berufenen ihrer, die zum Führen nicht tauglich sind? Oder sind diese r für die Lämmer da, und nicht für die Füllen? —

II.

Statt Nietzsche einen Jugendverderber zu schelten, täte ın besser, sich etwas tiefer in seine Schriften hineinzulesen ıd wenigstens den Versuch eines Eindringens in sein geistiges 'esen zu machen. Aber man begnügt sich fort und fort mit ner elenden Schlagwörterkunde und treibt damit einen händlichen Mißbrauch. Aus diesem Treiben allein, das den wahren Nietzschekenner anwidern muß, ist es zu erären, daß man Nietzsche sogar eine Verführung zur Unttlichkeit im schlimmsten Sinne vorgeworfen hat. Diese nschuldigung ist für jeden, der auch nur einen Hauch von

dem edlen und strengen Geiste des Philosophen von Sils-Ma
gespürt hat, so unsinnig und lächerlich, daß es sich nic
lohnte, darauf einzugehen, wenn nicht jene oberflächlich
Schlagwörterschwätzer das Bild Nietzsches überall so gän
lich entstellt hätten. Doch rufe ich die Manen des Hi
gegangenen an, mir zu verzeihen, wenn ich ihn gegen sold
Anklagen verteidige.

Nietzsches Denken und Dichten galt zu zwei Dritte
dem Moralproblem. In ihm sah er recht eigentlich sei
Problem, die Aufgabe seines Lebens. Was er daran gelö
und aufgelöst hat, ist vor allem der Glaube an eine einzig
allgemeingültige, „ewige“ Moral, mit allem, was von Me
physik und überlieferter Dogmatik daran hängt. Die Mor
— das fand er bei seinem Forschen — ist nicht in die Sterne g
schrieben, auch nicht in irgendwelche Sterne in der Mensche
brust. Sie ist in keinem Sinne etwas Objektives, für si
Bestehendes, sondern eine rein subjektive Schöpfung, „ei
Zeichensprache der Affekte“, ganz wie die Ästhetik, s
mannigfach und wandelbar wie diese. Es gibt eigentlich ke
„Du sollst“. Jedes „Du sollst“ ist, genau betrachtet, ei
verkapptes „Ich will“, und mithin so menschlich, oft allz
menschlich, wie jedes „Ich will“. Moral in dem Sinne eine
allgemeinen, unbedingten Moral gehört also unter die Irrtüme

Diese Gedanken sind m. E. die Konsequenz der Ent
wicklung, das notwendige Schlußglied in der Kette de
Nachdenkens über die ethischen Dinge. Seitdem man d
Moral vom Himmel auf die Erde herabgeholt hat, mußt
es nach allerlei Halbheiten und Vermittlungsversuchen schlie
lich als eine Unmöglichkeit erkannt werden, ihren unbedingte
und allgemeingültigen Charakter festzuhalten. Nietzsche h
Ernst gemacht mit der Autonomie des sittlichen Bewußtsein
mit der Kant nicht Ernst machte.

„Das ist mein Weg, — wo ist der eure?“ so antworte
ich denen, die mich „nach dem Wege“ fragten. Den We
nämlich — den gibt es nicht!

Also sprach Zarathustra.“

Ist nun damit die Moral überhaupt zerstört? Hat sie fü
den, der diese Wahrheiten kennt und anerkennt, aufgehö
zu existieren?

Es wäre sehr voreilig, diese Frage ohne weiteres zu bejahen. Ist denn die Ästhetik hingesunken, als man ihre zeitliche, nationale und persönliche Bedingtheit begriff? Oder hört ein König auf König zu sein, wenn man die falschen Diamanten aus seiner Krone bricht, nämlich das Gottesgnadentum und die erträumte Weltherrschaft?

Was Nietzsche mit der Moral getan hat, ist nichts anderes, als daß er ihr den falschen, angemaßten Zierrat und Rechtstitel nahm, den sie Jahrtausende trug. Er hat die Moral als Wissenschaft auf denselben Boden gestellt, auf dem die Moral als Wirklichkeit immer gestanden hat. Er hat den grauen metaphysischen Nebel, der über dem Garten der Ethik lag und ihn wie ein einziges, großes, gleichfarbiges, unbestimmtes Etwas erscheinen ließ, weggeblasen, so daß er nun mit all seinen verschiedenen Baumgruppen, Blumenbeeten und Rasenplätzen in seiner ganzen Buntheit und Vielgestaltigkeit zu erkennen ist. Hat er damit etwa den Garten selbst zerstört? Nein, wirklich, Nietzsche dachte nicht daran, aus der Konjugation des menschlichen Daseins den Imperativ zu streichen. Was er strich, ist nur das Wörtchen „kategorisch" vor diesem Imperativ. Und darauf können wir getrost verzichten. An der Wirklichkeit unseres Seins und Handelns wird durch ein Wörtchen nichts geändert. Wir sind und bleiben dieselben wünschenden und wollenden Wesen, aus deren Triebleben die Ideale und Imperative naturnotwendig herauswachsen, gleichviel ob wir sie mit dem falschen Glanz des Allgemeingültigen und Unbedingten umkleiden oder nicht.

Wie fern Nietzsche davon war, aller Moral den Vernichtungskrieg zu erklären, das zeigt sich am deutlichsten darin, daß er selbst eine Moral aufstellte und mit der ganzen Kraft seiner Leidenschaft und Liebe bestrebt war, ihr Anerkennung und Geltung zu verschaffen. Er drückte sie in dem Gegensatz „Gut und Schlecht" aus und stellte diesem den andern Gegensatz „Gut und Böse" gegenüber, mit dem er die heute geltende sogenannte christliche Moral des Mitleids und der Selbstverleugnung bezeichnete. Ob diese Moral wirklich in dem Maße herrschend ist, wie Nietzsche glaubte, und ob sie die genuin christliche Moral ist, das bleibe hier unbeantwortet. Genug, daß er sie aufs schärfste angegriffen

hat, weil er in ihr eine Ausgeburt der Schwäche und ein Symptom des Verfalles sah, und daß er ihr eine Moral der Vornehmheit, der Fülle und der Kraft entgegenstellte, deren Ziel die Stärkung und Erhöhung des Lebens ist. Seine Kritik ist eine positive, Werte schaffende Kritik. Auch er ist „nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen", und mit Recht sagt Peter Gast in seinem Vorwort zur 2. Auflage der „Unzeitgemäßen Betrachtungen": „Nietzsche ist eine sittliche Macht ersten Ranges, sittlicher als alles, was sich heute „sittlich" nennt!"

Wie man sich aber auch zu der Moral, die Nietzsche verkündigt, und zu seiner Beurteilung der „christlichen" Moral stellen mag, auf keinen Fall hat man ein Recht, ihn, den Immoralisten, wie er sich nennt, deshalb unmoralisch zu schelten. Denn ich meine, jeder billig Denkende muß zugeben, daß es für den Beurteiler einer Persönlichkeit und ihrer Werke durchaus notwendig ist, möglichst von sich selbst abzusehen und zwischen der eigenen Moral und einer moralischen Gesinnung überhaupt zu unterscheiden. Daß die sittliche Empfindung individuell verschieden ist, diese Tatsache lehrt uns das Leben jeden Tag. Wer sie nicht berücksichtigt, wer einen Menschen mit anderen sittlichen Anschauungen deshalb schon als unsittlich verurteilt, weil er seine eigenen Anschauungen nicht teilt und betätigt, der urteilt beschränkt und ungerecht. Der Urteilsfähige wird auch im gewöhnlichen Leben nur dann so verfahren, wenn Erregung und Parteilichkeit seinem Urteil Schranken ziehen. In ruhigem, besonnenem Zustande erklärt er für schlechthin unsittlich nur den Zucht- und Zügellosen, der keine ernsten Aufgaben kennt, der, ohne Widerstandskraft den Lockungen der Sinne folgend, sich in einem zwecklosen Genußleben zerstört und sein Menschentum verleugnet. Und so eben sind die oben genannten Vorwürfe gegen Nietzsche gewöhnlich gemeint. Man glaubt, der Verfasser von „Jenseits von Gut und Böse" spreche jede Begierde heilig und rede der Zügellosigkeit das Wort. Wer aber, durch die Schlagwörterweisheit verführt, solches ernstlich glaubt und behauptet, dem rate ich, sofort den Zarathustra aufzuschlagen und die beiden Abschnitte des ersten Teiles „Von der Keuschheit" und „Von Kind und Ehe" zu lesen, und

:nn er dann nicht errötet, so hat er das Erröten verlernt. ıd diese Kapitel sind nicht fromme Einsiedler in einer üste. In allen Schriften Nietzsches, von der ersten bis zur zten, lebt ein so gewaltiger Ernst, daß unsere Zeit aus ihnen n rechten Lebensernst erst einmal wieder lernen muß. Denn s dem verlogenen „Christentum" der Gegenwart kann sie n nicht lernen. Ich begreife den nicht, der die „Unzeitmäßen Betrachtungen" lesen kann, ohne an seine Brust zu hlagen wie der Zöllner im Tempel. Mir ist's beim Lesen eser Schriften stets, als hörte ich den hellen, scharfen Ton ner Posaune des Gerichts unablässig erklingen. Da ist Jesaias ıd Jeremias und mehr als sie. Da redet ein Mensch, der es Geistige, Edle, Hohe so unerbittlich ernst nimmt, daß dere, die über dieselben Dinge reden, daneben fast wie aukler erscheinen. Und er ist derselbe in allen seinen :hriften, ein Heros der Wahrhaftigkeit, der alles Gemeine, albe, Verlogene, im Finstern Schleichende mit scharfem icht beleuchtet und unerbittlich vor sein Gericht zieht. Wer :ute unsere Wort- und Scheinkultur kritisiert — und wie ele tun es! — der schöpft aus seinen Brunnen, er mag es issen oder nicht. Töricht freilich, zu meinen, man müsse :m leidenschaftlichen Manne jeden Segen und Fluch nachzten! Ihm, dessen Zarathustra beim Scheiden zu seinen ingern also spricht:

„Ihr sagt, ihr glaubt an Zarathustra? Aber was liegt an arathustra! Ihr seid meine Gläubigen: aber was liegt an len Gläubigen!

Ihr hattet euch noch nicht gesucht: da fandet ihr mich. o tun alle Gläubigen, darum ist es so wenig mit allem ilauben. Nun heiße ich euch mich verleugnen und euch nden; und erst wenn ihr mich alle verleugnet habt, will :h euch wiederkehren."

Wir mögen Nietzsche in hundert Einzelheiten bekämpfen ınd seinen „Meinungen und Sprüchen" oft eifrigst widerprechen, — aber die Gesinnung, die in ihm lebte, den Geist, ier in ihm Fleisch wurde, den Geist des Hasses gegen alles 'aule und Falsche, den Geist der großen Sehnsucht und der .iebe zum „Kinderland", — was könnten wir Besseres tun, ls ihn fühlen und fassen und in uns walten lassen? Was

könnten wir Besseres tun, als diesen reinigenden Sturmwi uns umwehen lassen, daß er die trüben, schmutzigen, lastend Nebel um uns und über uns zerblase, bis das reine, kla kräftige Blau hindurchblickt? Wahrlich, wer hier von U sittlichkeit zu reden wagt, der muß eine sonderbare sittlid Empfindung und Urteilskraft besitzen, es sei denn, daß sei Kenntnis zu mangelhaft oder sein Verständnis zu schwa ist. Ist freilich dies letzte der Fall, ist der Urteilende nic imstande, über Einzelheiten hinwegblickend einen Gesan eindruck von Nietzsches geistiger Welt zu gewinnen und ihr Inneres einzudringen, so läßt sich sein verkehrtes Urt immerhin entschuldigen. Denn soviel ist zuzugeben: Nietzsches späteren Schriften finden sich Stellen, die oh ein Verständnis der ganzen Persönlichkeit mißverstanden u als eine Empfehlung des Leichtsinns und eines wilden Drau loslebens aufgefaßt werden können. Es sind das vor alle die bekannten Ausführungen in „Jenseits von Gut und Bös und in der „Genealogie der Moral", in denen er mit Wärn und Begeisterung von den „blonden Bestien" des alte Germanentums und von den blutigen, gewissenlosen Gewal menschen der italienischen Renaissancezeit spricht. Die Schilderungen ohne weiteres als eine Verkündigung un Empfehlung des sittlichen Ideals für die Zukunft aufzufasse verrät allerdings eine erstaunliche Plumpheit und Ungeschic lichkeit im Verstehen und Auslegen eines so feinen, kompl zierten und phantasievollen Schriftstellers, wie es Nietzsch war. „Er lobt mich, also gibt er mir Recht", diese Schluß folgerung nennt Nietzsche selbst eine „Eselei" und weh damit aufs beste jene grobe Auffassung ab. In der Tat i es die Art beschränkter und phantasieloser Naturen, in fremde Persönlichkeiten immer nur sich selbst und das eigene Ide zu feiern. Ein freierer und reicherer Geist wird sich durc manches, was er nur nachempfindet, ja oft gerade durch seine Gegensatz zur Bewunderung hingerissen fühlen. Im beson deren trifft das für den modernen Menschen mit seine „Instinkt-Widersprüchlichkeit" zu, und am besondersten fü den modernen Dichter, der die Relativität aller Werte erkann hat und daher ganz entgegengesetzten Charakteren zugleic Recht zu geben bestrebt ist. Was mögen jene groben Aus

ger Nietzsches aus Ibsens Tragödien herauslesen, wenn sie ı ihnen dieselben Interpretationskünste üben! Um ein ɛutliches Beispiel zu nehmen, — darf man von Hagens nsterem Trotz und teuflischem Hohn nicht mit Bewunderung ɛden, ohne einer ruchlosen Denkungsart geziehen zu werden? ı, kann man nicht sogar an einem Verbrecher noch etwas ɪ rühmen finden, so fern man auch davon ist, ihn als ein deal hinzustellen? Es ist auch wahrlich nicht schwer zu rkennen, was Nietzsche an den „blonden Bestien" und den Inholden der Renaissancezeit entzückt: ihre Kraft, ihre unebrochene Kraft und Gesundheit, die sich im Guten und chlimmen entfaltet und jedenfalls die Möglichkeit zu allem Iohen in sich schließt. Er hält sie mit einer bei seinen Erahrungen nur zu begreiflichen Herausforderung und Überreibung seiner Zeit entgegen, in der sich, wie er meinte, die Ohnmacht und Erbärmlichkeit über Gebühr breit machte. Daß er in ihnen nicht sein Ideal, das Ideal seines „Kinderandes" verkörpert sah, das sollte jedem Leser des Zarathustra dar sein. Denn im Zarathustra hat er sein Ideal geschildert, ınd es sieht wahrlich anders aus als jene Raubtiere in Menchengestalt. Die Kraft, die Ganzheit und Fülle des Wesens hat es mit ihnen gemeinsam. Ihre Blut- und Greueltaten ıber gehören zu dem, wovon es heißt: „Der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll. Ich lehre euch den Übermenschen."

Aber es scheint Leute zu geben, die es nicht begreifen, daß man ein edles, feuriges Pferd, auch wenn es wild ist, höher schätzen kann als einen stumpfen, plumpen Ackergaul, daß man aber ein gezähmtes feuriges Pferd am höchsten schätzt.

Überdies ist hier nicht zu übersehen, daß Nietzsches Beifall nur den Tatmenschen gilt. Die kühne, kraftvolle Tat erregte stets seine Bewunderung, auch die „böse". Für die Genüßlinge aller Art hatte er dagegen nie etwas übrig. Das heute so beliebte „Sich-ausleben" stammt meines Wissens auch dem Ausdruck nach nicht von Nietzsche, keinesfalls aber der Sache nach. Es dient doch wohl zur Beschönigung eines Sichgehenlassens, wie es dem ernsten, rastlos tätigen Einsiedler in tiefster Seele verhaßt war. Wer für ein bequemes

Genußleben ohne Zucht und ohne Ziel in ihm den Fürsprecher sucht, dem tönt in seinen Schriften so manches Wort entgegen, das ihn hart und schroff von der Schwelle weist.

Gerade dies aber ist die Meinung bei dem Vorwurf, daß Nietzsche die Sittlichkeit der Jugend gefährde. Von einer Verführung zum Gewaltmenschentum mit seinen Blut- und Greueltaten zu reden, wäre ja auch allzu lächerlich. Man kann wohl, wenn man Narr genug dazu ist, in irgend einer törichten Auffassung — mit großen Worten und Albernheiten — den „Übermenschen" spielen. Aber einen Cesare Borgia kann man nicht spielen. Ein Cesare Borgia kann man nur sein.

Immerhin, ich wiederhole es, ist es möglich, die besprochenen Stellen mißzuverstehen, und man mag es bedauern, daß Nietzsche dies durch eine gewisse Sorglosigkeit veranlaßt hat. Verurteilen wir ihn aber deshalb, so handeln wir wie der Schalksknecht im Evangelium. Wir vergessen über einer geringen Forderung die große Schuld, die wir allesamt ihm gegenüber haben. Denn wir sind ein Teil der Mitwelt, die ihm das schreckliche Schicksal der Vereinsamung bereitete, an dem er so erschütternd gelitten hat, bis es ihn gänzlich niederwarf. Er, der Überreiche, der Prediger der „schenkenden Tugend", der sich sein Leben lang nach ausgestreckten Händen gesehnt hat, in die er seine Schätze legen könnte, — er deckte immer wieder seinen Göttertisch und lud zum Mahle, — und niemand kam. Was Wunder, daß der verschmähte Gastgeber vor seinen leer gebliebenen Stühlen schließlich die Geduld verlor und die Höflichkeit und Schonung verlernte! Daß sich Zorn und Bitterkeit in manches seiner Worte mischte und daß er seine Gaben oft mit verächtlichem Schwung und ohne Rücksicht auf die später Kommenden auf den Boden schleuderte!

Wahrlich, wer die Tragik seiner Vereinsamung auch nur einigermaßen nachzufühlen vermag, dem bleibt hier nichts übrig als Scham, Wehmut und Dankbarkeit. Und da kommt man mit Vorwürfen und Forderungen! Von ihm, der — uns zur Schmach! — keine Leser hatte, verlangt man noch besondere Rücksichten auf die Leser! Noch dazu auf solche

Leser, für die er nicht schrieb und die er sich nicht wünschte! Welche Anmaßung! Welche philisterhafte Beschränktheit! Welche Unfähigkeit über sich selbst hinwegzublicken! Sicherlich, hier sind starke Worte not.

Aber selbst wenn wir nicht die Pflicht hätten, Nietzsches Schicksal zu bedenken, hätten wir noch lange kein Recht, wegen jener Sorglosigkeit über ihn Klage zu führen, Denn es fragt sich sehr, ob man ihr auch nur in einem einzigen Falle die Wirkung zuschreiben darf, die man ihr zuschreibt. Gerade Nietzsche hat uns gelehrt, sehr mißtrauisch gegen sogenannte Wirkungen auf geistig-sittlichem Gebiet zu sein, da der Verstand, besonders wenn es sich um das eigene liebe Ich handelt, selten die Fähigkeit und noch seltener den Willen hat, die wahren Ursachen zu entdecken. Die Oberfläche der Seele, das Verstandesbewußtsein, spiegelt wie jedes Gewässer nicht die eigene Tiefe ab, sondern die Umgebung, deren Bild erst bei näherem Herantreten und Zusehen als ein täuschender Schein verschwindet. Seien wir daher nicht zu leichtgläubig, wenn für das sittliche Verderben eines Menschen seine Lektüre verantwortlich gemacht wird! Am allerwenigsten bei Nietzsche, in dessen Schriften der allen Leichtsinn niederschmetternde Lebensernst derartig waltet, daß sich die paar mißverständlichen, frivol klingenden Stellen darin ausnehmen wie ein paar verlorene Winden in einem Wald von ernsten, dunklen, mächtigen Bäumen. Wer hier der Bäume nicht achtet und nur die Winden begierig sucht und pflückt, dem können wir nicht wehren. Verscheuchen wir ihn hier, so wird er anderswo suchen und — reichlich finden.

Um an dieser Stelle die gewonnene Einsicht an einem Beispiel der Wirklichkeit zu erproben, wenden wir den Blick von den allgemeinen Erörterungen hinweg einem Falle zu, der weithin die Aufmerksamkeit erregt hat. Man hat sich nicht gescheut, die bedauerlichen Verirrungen der Kronprinzessin von Sachsen mit ihrer angeblichen Lektüre Nietzschescher Schriften in einen Kausalzusammenhang zu bringen. Wie töricht diese Ansicht ist, vor allem wenn man meint, daß es sich hierbei um ein wahres Verständnis des Nietzscheschen Geistes handele, das erweisen die Auseinandersetzungen dieses ganzen Abschnitts jedem, der folgen will und kann, zur Genüge.

Ich meine, wenn ein Jüngling von edler Anlage an die betreffenden Stellen gerät und sie mißversteht, so wird sich in der Regel die Tatsache des Mißverstehens in ihm selbst durch die Empfindung von etwas Fremdartigem ankündigen, das er mit dem übrigen nicht zu reimen und mit dem er nichts anzufangen weiß. Dann wird er — selbst ohne Leitung — grübeln und suchen, bis er das Reimwort findet. Gefallen ihm dagegen diese Stellen besonders und greift er sie mit Lust auf, so ist das nur dadurch zu erklären, daß sie — natürlich in dem mißverstandenen Sinne — mit seiner inneren Situation zusammentreffen. Ob er dann nur in Gedanken das sittliche Weltgebäude einreißt, ob sich seine Erregung in übermütigen Kraftreden entlädt oder ob er hingeht und sündigt und ein paar Tollheiten verübt, — das hängt durchaus von seiner inneren Beschaffenheit und von der Zucht ab, in der er gehalten wird. Nietzsche ist dabei stets nur der zufällige Auslöser der in ihm vorhandenen nach Äußerung verlangenden Kräfte, ob er sich selbst auf ihn beruft oder nicht. Der wilde Most in ihm bleibt derselbe, welchen Namen er ihm geben und welches Etikett er ihm ankleben mag.

Wir brauchen dabei auch gar nicht einmal so bange zu sein. Goethes und Schillers Zeit zeigt uns doch, daß es nicht die schlechtesten Köpfe und Herzen sind, die der Sturm und Drang befällt. Und das ist heute nicht anders als damals. Die jungen Füllen müssen sich austoben. Jugend ist eben Jugend, und wenn sie tüchtig ist, kommt sie schon zurecht.

Anders steht es freilich, wenn Tüchtigkeit und innere Gesundheit fehlen und die Korruption sich Nietzsche zunutze macht, weil sie ein paar unverdaute Brocken an seinem Tische gegessen hat. Da kann nicht von Sturm und Drang die Rede sein, sondern von Sumpfluft und Fieberwahn. Da ist nicht Kraft, überströmende Kraft, sondern Schwäche, die jedem Reiz erliegt und in feiger Lebenslüge vor sich selber flüchtet. Es gibt nichts Widerwärtigeres, als wenn ein eitler, jugendlicher Hohlkopf in den Nachtcafés und Weiberkneipen den „Übermenschen“ spielt, nicht ahnend, welche Zentnerlast dies Wort auf seine Schultern legt; oder wenn ein früh verdorbener Lüstling zu später Stunde in der Friedrichstraße

:nseits von Gut und Böse" herumflaniert. Nur brauchte ın der „verführten" Jünglinge wegen nicht viel Wesens zu ıchen. Daß es solche Menschen überhaupt gibt, ist freilich hlimm und traurig genug. Daß aber der Morast, wenn einmal da ist, Sumpfpflanzen hervorbringt, und daß der ffe sich wie ein Affe benimmt, ist eigentlich nicht weiter :trübend. Das Schmerzlichste und Empörendste an diesem reiben ist, daß der Name und die Worte eines so reinen ıd erhabenen Geistes es sich müssen gefallen lassen, in so ›scheulicher Weise gemißbraucht zu werden. „Wie kannst u es wagen", so möchte man einem solchen Missetäter ırufen, „von dem Saume dieses Purpurmantels ein paar 'etzen diebisch abzureißen und sie in dein kotbespritztes ,umpengewand hineinzuflicken? Merkst du denn nicht, daß u dadurch nur noch widerlicher und lächerlicher erscheinst?")och leider würde es schwerlich fruchten. Wer einen Frei- ›rief für seine Gemeinheit sucht, der findet ihn immer und ıberall. Denn, um mit Nietzsche zu reden, „den Schweinen vird alles Schwein".

III.

Und nun noch einmal die Frage: wie kann man Nietzsche dafür verantwortlich machen, daß sich die Torheit und Schlechtigkeit an seine Fersen heftet? Hat nicht Sokrates unter seinen Jüngern einen Alkibiades gehabt und Jesus einen Judas? Ist es nicht das traurige Los aller sittlichen Neuschöpfer, daß sie von solchen umdrängt und gepriesen werden, die ihres Geistes Kinder nicht sind? Ist nicht die Erde der ungewollten Wirkungen ihrer größten Söhne voll? Ist denn Christus verantwortlich für den Lügenbau der römischen Kirche, die sich tönend auf ihn beruft und seinen Namen und seine Worte unablässig im Munde führt? Verantwortlich für die Irrwege so mancher Sekten alter und neuer Zeit, die mit seiner mißverstandenen Lehre ihre Verkehrtheiten rechtfertigen? Hat es ihm genützt, daß er, der Feind alles Unreinen und Halben, so oft die sich ihm zur Nachfolge An-

bietenden in harten Worten die ganze Schwere und Stren seiner Forderungen fühlen ließ und sie dadurch zurüc schreckte? (S. Matth. 8, 19—22; 19, 16—22. Luc. 14, 25—2 Müßten wir ihn nicht als gute Protestanten für einen Me schenverderber erklären, wenn wir ihn nach denen beurteil die für ihn „mit Unverstand eifern"? Wir tun es nicht. W wissen, daß das Reinste und Edelste beschmutzt wird, we es durch viele tausend Menschenhände geht. Wir lass Christus, weil er eine anerkannte Grösse der Weltgeschich ist, Gerechtigkeit widerfahren und trennen bei seinen An hängern säuberlich, was er selbst gewollt hat und was s aus dem Eigenen oder anderswoher hinzugetan haben. Wi können auch gerade an seinem Beispiel und an dem de Apostels Paulus vortrefflich lernen, daß das Größte, Neuste innerlich Freiste am allermeisten dem verkehrenden Miß-verstand und Mißbrauch ausgesetzt ist; ja, daß es auch in seiner unverfälschten Wirklichkeit durchaus nicht so „ungefährlich" ist, wie man gewöhnlich meint. Es ist freilich nicht leicht, eine deutliche Empfindung dafür zu gewinnen, wenn man nur den alles Scharfe und Rauhe sorgsam polierenden kirchlichen Unterricht erfahren hat. Wer aber durch die verschleiernden Hüllen der Überlieferung hindurchblickt, der erkennt darunter eine Umwertung der nicht nur damals im römischen Reiche, sondern auch heute ziemlich allgemein geltenden Werte, die dem Unfreien und innerlich Unselbstständigen recht bedenklich erscheinen müßte. Um nur eins zu nennen, was würden die ängstlichen Seelen sagen, wenn Jesu Anschauung vom Reichtum in der Jugendbelehrung einmal aus ihrer akademischen Unschädlichkeit hervorgezogen und auf unsere Reichen angewandt würde? Wenn nach den Vorschriften, die Jesus seinen Jüngern über Titel und Ehrenstellen gegeben hat (Matth. 20, 25—27 und 22, 6—11), einmal unsere höheren Kirchenbeamten beurteilt würden? Ach ja, Jesus wäre wohl auch ein „Jugendverderber", wenn man ihn etwas ernster nähme! —

Es ist einmal so, wie ich schon sagte: das Größte in der Menschenwelt ist in einem gewissen Sinne auch das Gefährlichste. Der religiös-sittliche Genius ist durchaus nicht so harmlos, wie er erscheint, wenn er in die Überlieferung

iedlich eingebettet liegt. Er bringt ja das Neue, das oft ach Jahrtausenden noch neu genug ist, und das Neue ist ekanntlich der Feind des Alten. Dazu ist der Genius die ersönlichste, individuellste Gestaltung des Menschlichen, ie dem Allgemeinen, Gewöhnlichen gegenüber zu allen eiten etwas Herausforderndes und Angreifendes hat. Die Aasse ist deshalb sein natürlicher Feind, und sie findet fast nmer irgend ein Kreuz, an das sie ihn schlägt. Sie macht ewöhnlich erst ihren Frieden mit ihm, wenn er einige Zeit m Grabe liegt und es nicht mehr hindern kann, daß sein Geist als schattenhaftes Gespenst in Einrichtungen und Lehrbüchern wieder erscheint, in denen seine Meinungen und Forderungen für die Allgemeinheit zurecht gemacht worden sind.

Wer aber eine eigene Art in sich fühlt oder werden fühlt, der hebt immer wieder seine Augen auf zu diesen einsamen Gipfeln. Den zieht gerade das Persönlichste dieser Großen unwiderstehlich an, der findet bei ihnen, und bei ihnen allein, die Speise, deren Genuß sein Inneres wachsen macht. Sie verhelfen ihm dazu, in dem Wirrsal alles dessen, was auf ihn einströmt, sich selbst zu entdecken und von dem so gewonnenen Ruhepunkte aus die Welt innerlich zu begreifen und zu beherrschen. Gerät er dadurch in Spannungen und Gegensätze, was tut's? Was ist das für eine weichliche Weltanschauung, die den Kampf fürchtet, den Vater aller Dinge, und ihn den Jünglingen in ängstlicher Sorge zu ersparen trachtet! Man ist doch bei äußeren Gefahren nicht so bange, wenn sie nur die Kraft stählen. Man läßt die Jünglinge turnen, reiten und fechten, wiewohl die Möglichkeit vorhanden ist, daß sie dabei zu Schaden kommen. Ja, man läßt die Helden fallen im Streit, und um die Gefallenen weint man, aber man preist zugleich ihr Los. Sind die geistigen Kämpfe und Schlachtfelder weniger wert? Ist's nur zu beklagen, wenn auch sie einmal ein Opfer fordern? Muß man darum vor dem Jüngling die Bilder derer verhüllen, die den Krieger und Helden des Geistes in seiner Seele erwecken könnten? Wahrlich, ihr Sorglichen, Jesus, dem ihr zu dienen meint, war sehr fern von eurer Behutsamkeit, als er sprach: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei den Frieden

zu senden auf Erden, ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter und die Schnur wider ihre Schwieger." Er wußte, daß er seine Anhänger in Kämpfe und Gefahren stürzte und daß am Ende nicht nur seines eigenen Weges der Galgen oder Scheiterhaufen stand. Und die Geschichte hat ihm darin Recht gegeben. Tausenden hat er den Tod gebracht, die von ihm nicht lassen wollten und, ihm getreu, mutig der Macht und der Masse den Gehorsam weigerten.

Und nun wendet das zuletzt Gesagte auf Nietzche an, ihr Sorglichen, die ihr ihn einen Jugendverderber scheltet! Laßt auch ihm die Gerechtigkeit widerfahren, gewissenhaft zu unterscheiden, was er selbst war und wollte und was Toren und Frevler aus ihm und seinen Worten machen! Er kann ja nicht selbst mehr aufstehen und die Geißel nehmen, um das Heiligtum seiner Schriften zu säubern. Wie würde er sonst dreinfahren mit seiner tiefen, zornigen Stimme; er, der es bei all seiner rücksichtsvollen, schonenden Feinheit im persönlichen Umgange nicht ertragen konnte, wenn er sich mißverstanden sah und merkte, daß sich im Gespräch mit ihm in dem anderen nur „das Tier freute, eine Fessel los zu sein!" Er, der es auf tausend Seiten den Lesern schwer genug gemacht hat, ihn auf der tausendundersten mißzuverstehen! Geschieht es trotzdem, so verklagt nicht ihn, sondern die Leser, die so schlecht lesen oder — sind, und die berufenen Lehrer und Erzieher, die an ihm vorübergehen! Fürchtet ihr aber das, was er wirklich bringen wollte, den reinigenden Gewittersturm und das klare Morgenlicht, die endliche Erlösung aus langen, lastenden Vorurteilen, eine neue Redlichkeit und Tapferkeit und eine heiße Liebe zum Zukünftigen und Werdenden, — fürchtet ihr dies und sucht ihr die Jugend davon fernzuhalten, so seid ihr, wie ich schon sagte, die Jugendverderber. Ihr fürchtet dann auch eigentlich gar nicht für die Jugend, wie ihr glauben machen wollt, sondern ihr fürchtet euch vor der Jugend. Eine Jugend, die von diesem Geiste beseelt ist, ist euch unbequem. Sie ist unruhig und kampflustig, und ihr fühlt es wohl, der Kampf gilt euch, den Philistern und ergebenen Dienern des Gegenwärtigen,

: trotz aller Versicherungen des Gegenteils im Grunde kein
heres Ideal kennen als ein geruhiges und behagliches
ısein. Ihr wollt es nicht, daß dem Jüngling über euch die
ıgen aufgehen, daß er euch erkenne als das, was ihr seid,
ıd über euch hinwegsehe nach höheren Zielen. Hochmut
nnt ihr das gleich und Dünkel und sträfliche Selbstüber-
erhebung. Das reine Feuer, das in dem jungen Auge
fflammt, es beißt euch; das Lächeln, das die Lippen des
dlen verächtlich schürzt, es beleidigt euch, — und darum
t Nietzsche ein Jugendverderber. —

IV.

„Alle Bildung fängt mit dem Gegenteil alles dessen an, ras man jetzt als akademische Freiheit preist, mit dem Ge-orsam, mit der Unterordnung, mit Zucht, mit der Dienst-arkeit." So schreibt der Mann, den man auf Grund seines ngeblichen „schrankenlosen Individualismus" als einen Feind on Zucht und Ordnung hinzustellen liebt und den man leshalb auch auf dem speziell pädagogischen Gebiet wie einen Verderber der Jugend behandelt. Wie schlecht unsere Lehrer ınd Erzieher noch immer über Nietzsche unterrichtet sind, las beweist nichts stärker, als daß auch dieser dicke, dumme Irrtum immer wieder unter ihnen bemerkbar wird. Denn ım ihn als Irrtum zu erkennen, dazu bedarf es keines tief eindringenden Verständnisses und keiner die großen Züge les Bildes erfassenden Gesamtanschauung, sondern nur eines gewissenhaften Lesens. Hat sich doch Nietzsche oft und ausdrücklich genug als Freund und Förderer einer möglichst strengen Erziehung bekannt. „Mein Ausgangspunkt ist der preußische Soldat", so sagt er in den Vorarbeiten zu seinen Baseler Schriften pädagogischen Inhalts, „hier ist eine wirkliche Konvention, hier ist Zwang, Ernst und Disziplin, auch in Betreff der Form". Man lese nur die „Unzeitgemäßen Betrachtungen" und die „Vorträge über die Zukunft unserer Bildungsanstalten", und man wird sich weit eher versucht

fühlen, über zu große Härte und Strenge zu klagen als üb das Gegenteil. Und so sehr sich Nietzsches Meinungen vi fach in dem raschen Laufe seiner Entwickelung gewand haben, in dieser Meinung ist er sich treu geblieben bis zu Ende. Denn hier sprach er einen Zug seines eigenen Wese aus, der so stark war, daß er die Schätzung des Gegensatz in ihm nicht aufkommen ließ. Der aristokratisch empfinden Mann, von dem sein Freund, der Freiherr von Gersdorff, g sagt hat, er habe nie einen vornehmeren Menschen geseh als ihn, er liebte von Jugend auf zu tief die Selbstb herrschung und eine zur Natur gewordene edle und schön Form des Lebens und Umgangs, als daß er nicht jede A von Wüstheit und Formlosigkeit aufs tiefste hätte hasse müssen. In der Tat waren ihm Unerzogenheit und schlecht Manieren, Nachlässigkeit und Liederlichkeit etwas äußers Widerwärtiges, und diese Abneigung hat sich in seine Schriften sehr deutlich abgemalt. Noch in seinen letzte Arbeiten, den Entwürfen zu dem geplanten Hauptwerk „Der Wille zur Macht", tönt uns der laute Lobpreis einer strengen Schule und Jugenderziehung entgegen, deren Mangel ein nicht gut zu machender Schade sei. —

Aber er hat es reichlich an sich selbst erfahren müssen, was er im „Schopenhauer als Erzieher" von dem philosophischen Menschen sagt, der „das freiwillige Leiden der Wahrhaftigkeit auf sich nimmt": „Er vernichtet sein Erdenglück durch seine Tapferkeit, er muß selbst den Menschen, die er liebt, den Institutionen, aus deren Schoße er hervorgegangen ist, feindlich sein, er darf weder Menschen noch Dinge schonen, ob er gleich an ihrer Verletzung mit leidet, er wird verkannt werden und lange als Bundesgenosse von Mächten gelten, die er verabscheut." Das sind Klagen und düstere Ahnungen, die aus der Tiefe seines Inneren hervorbrechen und sein Schicksal vorausdeuten. Der Krampf des weichen, anhänglichen Herzens, dem er mühsam die Härte des Richters abkämpfte, er blieb nicht der einzige Preis, den er für sein „Werk" zu zahlen hatte. Noch heute verfolgen ihn Mißdeutung und Verleumdung. Er bekämpfte eine bestimmte, ihm lebensgefährlich scheinende Moral: man bringt ihn in die Gesellschaft von Verbrechern und Verführern.

· dachte gering von den heute herrschenden Autoritäten: ın macht ihn zum Freund und Wortführer der Anarchisten. r sprach das Urteil über unsere heutige Jugenderziehung: an stempelt ihn zum Feinde von Zucht und Ordnung überıupt und rechnet ihn denen zu, die meinen, man müsse alles ıeranwachsende stehen und liegen und laufen lassen, wie es ehen und liegen und laufen will. Aber gerade dies ver- ›scheute Nietzsche. Stand er auch hoch über allen politischen 'arteien, so war ihm doch keine von allen mehr gegen den inn als die, die das laisser faire auf ihre Fahne geschrieben at. Er gehörte keineswegs zu den gutmütigen Schwärmern, ie immer noch an Rousseaus Aberglauben nicht irre georden sind und von der ursprünglichen Güte der menschichen Natur fabeln; die unsere Männer schwarz malen und ınsere Kinder weiß, ohne zu sehen, daß in diesen Kindern ene Männer stecken und aus ihnen hervorwachsen. In seinen Vorarbeiten hat er sich notiert: „Die Natur ist nicht gut — Gegendogma gegen die falsche, schwächliche Meinung und Verweltlichung“, ja, „Bildung steht im Widerspruche zur Natur eines Menschen“. Und diesen Sätzen gemäß hat er seine großen Gedanken über Bildung und Erziehung ausgeführt. Er fand, „wie elend wir modernen Menschen uns gegen Griechen und Römer ausnehmen, selbst nur in Hinsicht auf das Ernst- und Streng-Verstehen der Erziehungsaufgaben.“ „Nichts zeigt das anmaßliche Wohlgefühl der Zeitgenossen über sich selbst deutlicher und beschämender als die halb knauserige, halb gedankenlose Dürftigkeit ihrer Ansprüche an Erzieher und Lehrer. Was genügt da nicht alles, selbst bei unseren vornehmsten und best unterrichteten Leuten, unter dem Namen der Hauslehrer; welches Sammelsurium von verschrobenen Köpfen und veralteten Einrichtungen wird häufig als Gymnasium bezeichnet und gut befunden; was genügt uns allen als höchste Bildungsanstalt, als Universität: welche Führer, welche Institutionen, verglichen mit der Schwierigkeit der Aufgabe, einen Menschen zum Menschen zu erziehen!“ — Redet so ein mephistophelischer Verführer, der eine Pädagogik des Chaos auf dem Herzen hat?

Und hat er nicht — zu unserem Leidwesen sei es eingestanden! — völlig Recht mit seiner Behauptung, „daß

unsere Schulen und Lehrer von einer sittlichen Erziehu
einfach absehen oder sich mit Förmlichkeiten abfinden
Angeblich zwar steht bei uns auf der Stufenleiter der Zwec
die Erziehung über dem Unterricht. In jedem pädagogisch
Lehrbuch, das im ganzen ein Ausdruck des bei uns B
stehenden ist, wird es als oberster Grundsatz neu verkünd
daß der Unterricht ein Mittel der Erziehung und diese d
eigentliche Ziel des ganzen Betriebes sei, die Bildung d
„christlich-sittlichen Persönlichkeit". Beim Lesen dieser E
klärung glaubt man das bekannte würdig ernste Kopfnick
zu sehen, das bei uns eine gewisse Art von Behauptunge
zu begleiten pflegt, die allen Beteiligten „selbstverständlich"
und doch völlig unwahr sind. Denn, ich meine, viel Wahr
heitssinn gehört nicht dazu, um einzusehen und sich ein
zugestehen, daß jene Behauptung eine nichtswürdige, ge
dankenlose Phrase ist. Was unsere Schulen für die Charakter-
bildung ihrer Zöglinge nicht etwa leisten, sondern nur
erstreben, ja, unter den gegenwärtigen Umständen auch
nur erstreben können, das beschränkt sich auf das Aller-
äußerlichste und Nebensächlichste. Es wird eigentlich nur
das gefordert, was nötig ist, um den Unterrichtsbetrieb ohne
Störung und Schwierigkeit fortzuführen, und eben darin
zeigt sich aufs deutlichste, was in Wahrheit auf der Leiter
der Zwecke oben steht. Die Disziplin, die Erziehung, wenn
man dies schöne Wort für die Bezeichnung einer so kümmer-
lichen Wirklichkeit nicht zu schade finden will, dient bei
uns lediglich den Zwecken des Unterrichts. Wenn man aber
von dem „erziehlichen Wert der Unterrichtsfächer" redet,
als ob das mitgeteilte Wissen ganz von selbst das schwere
Werk vollbringen werde, so ist das nur ein Beweis, wie
sehr wir nicht nur das Erziehen, sondern auch das Nach-
denken über das Erziehen verlernt haben. Es ist das auch
nur eine jener Phrasen, von denen ich sprach. In der Praxis
denkt auch kaum jemand daran, den Unterricht „erziehlich
fruchtbar" zu machen, sondern er bringt seine Sachen vor,
schlecht und recht, wie es die Lehrpläne vorschreiben, und
läßt den Stoff wirken, wie er will. Er weiß es ja gut
genug, allzutief wird die Wirkung nicht sein, und so kann
er getrost zum Mittagessen nach Hause gehen und Schule

chule sein lassen. — Das Ziel unseres Schulbetriebes ist
. Wahrheit das Wissen, und auch dies nur dem Ideale
ıch, denn in der unschönen Wirklichkeit der Dinge ist es
ekanntlich meist „das Einjährige“ oder der amtliche Brot-
orb, zu welchen hohen Dingen der Weg durch die enge,
:hreckensvolle Schlucht des Examens führt. Ja, wir sollten
'enigstens ehrlich sein und eingestehen, daß die Erziehung
ı unseren Schulhäusern keine Pflegestätte hat und daß in
em Wust des zu Lernenden und Gelernten das Erziehliche
ur so vorhanden ist, wie in einem mannshohen Haufen
ipreu ein paar zurückgebliebene Getreidekörner.

Und hiergegen vor allem wendet sich Nietzsches Kritik.
Vas in den „korrekten“ Lehrbüchern Phrase ist, hohle, tote
'hrase, die beherrschende Bedeutung der Erziehung im
ichulwesen, — ihm will er zur lebendigen Wirklichkeit ver-
ıelfen. Sein Auge, dem eine wunderbare Phantasie, eine
echte Philosophen-Phantasie, noch die abstraktesten Er-
kenntnisse in bunten, plastischen Bildern zeigte, sah in den
esten Früchten unserer berühmten höheren Schulen lauter
ınförmlich verbildete Mißgestalten: große, aufgedunsene
Köpfe auf kleinen, schwächlichen, ungelenken Leibern. Er
ah das deutsche Volk unter den Händen von schlechten
Heilkünstlern und Gesundheitslehrern, die durch falsche
Ernährung frühzeitig seine Jugend verderben, krank und
entstellt darniederliegen und in Gefahr, immer tiefer zu
erkranken und immer unheilbarer entstellt zu werden. Da
wandte er sich zum Werke, zum Werke des rechten Arztes
und Gesundheitslehrers. Er grub aus altgriechischem Boden
den Gedanken heraus, daß Kultur und Bildung nicht Wissen
sind, sondern Leben, künstlerisch geformtes, einheitlich stili-
siertes Leben. An diesem Gedanken maß er, was sich bei
uns Kultur und Bildung nennt, und fand, „daß der Deutsche
keine Kultur hat, weil er sie auf Grund seiner Erziehung
gar nicht haben kann“. Und nun griff er ohne Säumen
nach der harten Aufgabe des Predigers in der Wüste und
hielt seinen gescholtenen und doch so geliebten Deutschen
seine gewaltigen, ergreifenden vier Bußpredigten, die „Un-
zeitgemäßen Betrachtungen“. Als ein Achill des Geistes
schleuderte er seine wuchtigsten Lanzen gegen die Phrasen-

Bollwerke einer sich Kultur nennenden Barbarei, hint
denen die „unlebendigen und doch unheimlich regsam
Begriffs- und Wort-Fabriken“, die sogenannten allgeme
Gebildeten der „Jetztzeit“ sich verschanzt hielten. Unt
dem Namen der „historischen Krankheit“ schilderte er d
Übel, um ihn einmal selbst reden zu lassen, in folgende
Weise: „Der moderne Mensch schleppt eine ungeheu
Menge von unverdaulichen Wissenssteinen mit sich herum
die dann bei Gelegenheit auch ordentlich im Leibe rumpel
wie es im Märchen heißt. Durch dieses Rumpeln verr
sich die eigenste Eigenschaft dieses modernen Menschen
der merkwürdige Gegensatz eines Inneren, dem kein Äußeres,
eines Äußeren, dem kein Inneres entspricht, ein Gegensatz,
den die alten Völker nicht kennen. Das Wissen, das im
Übermaß ohne Hunger, ja wider das Bedürfnis aufgenommen
wird, wirkt jetzt nicht mehr als umgestaltendes, nach außen
treibendes Motiv und bleibt in einer gewissen chaotischen
Innenwelt verborgen, die jener moderne Mensch mit seltsamem Stolze als die ihm eigentümliche „Innerlichkeit“ bezeichnet. Man sagt dann wohl, daß man den Inhalt habe, und daß es nur an der Form fehle; aber bei allem Lebendigen ist dies ein ganz ungehöriger Gegensatz. Unsere moderne Bildung ist eben deshalb nichts Lebendiges, weil sie ohne jenen Gegensatz sich gar nicht begreifen läßt, d. h. sie ist gar keine wirkliche Bildung, sondern nur eine Art Wissen um die Bildung, es bleibt in ihr bei dem Bildungsgedanken, bei dem Bildungsgefühl, es wird kein Bildungsentschluß daraus.“

Nietzsche wendet sich mit alledem ausdrücklich an die Jugend, und wahrlich nicht, um sie zu verderben, sondern um sie vom Verderben zu erlösen. Er weiß: daß unsere Erziehung „widernatürlich“ ist, „das fühlt allein der in ihr noch nicht fertig gewordene Mensch, das fühlt allein der Instinkt der Jugend, weil sie noch den Instinkt der Natur hat, der erst künstlich und gewaltsam durch jene Erziehung gebrochen wird.“ Darum will er „der Jugend zum Worte verhelfen und ihrem unbewußten Widerstreben mit der Helligkeit der Begriffe voranleuchten“. Er ruft die junge Seele auf, sich auf sich selbst und ihre wahren Bedürfnisse

: besinnen und in sich „das Chaos zu organisieren". In
m Gefühle, „daß jeder Mensch ein einmaliges Wunder ist",
ll sie den Mut zu sich selber fassen und sich aus der alle
eiche durchbrechenden und sie von allen Seiten über-
hwemmenden Überlieferung auf den Fels ihres Selbst
naufretten und zur Persönlichkeit werden.

Das ist Individualismus, gewiß, — aber kein „schranken-
ıser". Dieser hat sein Merkmal daran, daß er das empirische
lenschenwesen, wie es von Natur ist, gutheißt und alles
thische verleugnet. Nietzsche aber erklärt: „Dein wahres
Vesen liegt nicht tief verborgen in dir, sondern unermeßlich
och über dir, oder wenigstens über dem, was du gewöhnlich
ls dein Ich nimmst." Das Selbst, zu dem er das Individuum
ühren will, ist ein Ideal, ein individuelles Ideal. Seine
Mahnung an die junge Seele läßt sich in folgendem Bilde
usdrücken: „Suche deinen ganzen weiten, wilden Garten ab,
ɔis du die Wunderblume gefunden hast, die gerade in ihm,
ınd nur in ihm, in einziger Schönheit heraufwachsen will,
ınd dann pflege sie und zieh sie groß und sorge, daß kein
Unkraut ihr Wachstum störe!" Nietzsche hatte das stärkste
Bewußtsein davon, daß Freiheit verpflichtet. Er fordert für
den wahren Philosophen „Freiheit und immer wieder Frei-
heit". Aber dann sagt er: „Jene Freiheit ist eine schwere
Schuld, und nur durch große Taten läßt sie sich abbüßen."
Man werfe also, ehe man Nietzsche bekämpfen will, das
Schlagwort vom „schrankenlosen Individualismus" getrost
zu den übrigen Schlagwörtern — nämlich in den Papierkorb!

Wenn ich nun frage, welche Wirkung jene gewaltigen
Bußpredigten Nietzsches in Deutschland getan haben, so
wird meine Verteidigung zur Anklage. Man meint, alle
Seelenfenster hätten sich auftun müssen, um diese Frühlings-
luft in ihre dumpfen Kammern hereinzulassen und dem Sange
dieses „dionysischen Vogels" begierig zu lauschen; ein freu-
diges Aufjauchzen aus tausend befreiten Herzen hätte dem
Redner antworten und alsobald zur Tat werden müssen.
Aber nichts davon geschah, und man wird fast an Jesaias
erinnert, der bei der Berufung von seinem in schrecklicher
Majestät geschauten Jahwe den schauerlich tragischen Auf-
trag erhielt: „Gehe hin und sprich zu diesem Volke: Höret

es und verstehet es nicht; sehet es und merket es nicht! Freilich, jetzt endlich beginnt in einigen Köpfen der Tag zu dämmern. Hier und da geht ein Körnchen der herrlichen Saat auf, und die „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ fangen an — langsam, langsam — zeitgemäß zu werden. An einigen Stellen in Deutschland ist man an unserer berühmten Bildung irre geworden und sucht tastend nach Neuem, Besserem. Gleichviel, ob man dabei gerade Nietzsches positiven Idealen zuwandert, ob man sich über das Gewünschte völlig klar ist, ob man schon Brauchbares und Gutes gefunden hat, — genug, daß man überhaupt sucht und daß dies bedientenhafte, träge Hinnehmen des Überlieferten, dies gedankenlose Behagen am Gestrigen, das alles Weiterschreiten vereitelt, jetzt endlich hier und da zu weichen beginnt. Die Menge freilich, das konservative Element, oder — etwas weniger höflich — „der Widerstand der stumpfen Welt“, verharrt in den alten Mauern und beschränkt sich in ihrer Teilnahme an dem Neubau darauf, die daran Arbeitenden gelegentlich zu schmähen, wie sie auch nicht aufhört, den großen Künstler anzuschwärzen, dessen schöpferischer Geist den Plan erdacht und aufgezeichnet hat. Der schwerfällige Wagenzug der deutschen Kulturinstitutionen hat sich festgefahren. Anstatt nun wenigstens auszusteigen und nebenher zu gehen oder gar schieben zu helfen, bleibt der deutsche Philister, den Nietzsche so ergötzlich geschildert hat, ruhigen Gemütes im Wagen sitzen und spottet wohl gar noch undankbar derer, die sich mühen ihn weiterzubringen.

Bezeichnend für die Haltung dieser merkwürdigen Kulturförderer Nietzsche gegenüber ist z. B. Dr. Max Wiesenthals Aufsatz im „Humanistischen Gymnasium“ 1903, „Friedrich Nietzsche und die griechische Sophistik“. Anstatt die ungeheueren Anregungen, die Nietzsche gegeben hat, für das Leben zu verwerten und für die Zukunft von ihm zu lernen, müht sich der Verfasser, ein Philologe und Lehrer obendrein, den Riesengeist des Philosophen in das dürftige Gestell seiner historischen Forschungen einzuspannen und seine Philosophie als eine neue Auflage der griechischen Sophistik erscheinen zu lassen. Er tut das, was Nietzsche in der zweiten „Unzeitgemäßen Betrachtung“ an unseren Gelehrten und

eitungsschreibern so zornig gescholten und verspottet hat:
' sargt das Große und Erstaunliche historisch ein, anstatt
; auf sich und andere wirken zu lassen. Und hier wäre
ɔch eine so schöne Aufgabe für alle, denen die deutsche
:ultur wahrhaft am Herzen liegt. Das neue Land ist ent-
eckt, nun macht es urbar und wohnlich! Ihr sagt: „Dies
nd Ideen und Ideale, die in die wirkliche Welt nicht passen;
amit ist in der Praxis nichts anzufangen.“ Aber versucht's
inmal und wendet Fleiß an, sie nutzbar und praktisch zu
ıachen! Das Wasser des Bergstroms braust von der Höhe, —
ber die Kanäle, in denen es die Wiesen im Tal berieselt und
ıefruchtet, die graben die Bewohner der Ebene.

V.

Es wird noch in einem anderen, ganz entgegengesetzten Sinne gegen Nietzsche der Vorwurf erhoben, daß er unter ungen Leuten seelisches Verderben stifte; zwar nicht gegen hn allein, aber doch gegen ihn besonders. Er soll nicht nur ein Verführer zu Unsittlichkeit und frechem Leichtsinn sein, man macht ihn auch zu einem Mörder junger Fröhlichkeit und Frische, der das Gemüt so manches Jünglings mit finsterem Ernst verdunkele und mit lastender Schwere zu Boden drücke. Man weist vorwurfsvoll auf gewisse blasse Gestalten hin, deren Auge zu müde blickt, als daß es aus irgend einem Dinge noch Freude saugen könnte; die, mit einem entschiedenen Hange zur Reflexion beanlagt, sich mehr und mehr vor der bunten Außenwelt verschließen und sich licht- und menschenscheu in trübe Grübeleien einspinnen, bis der Blitz aus einem Revolver das graue Gespinst um sie zerreißt und sie selbst niederwirft. Jedesmal, wenn die Selbstmörderchronik diesen Fall verzeichnet, wird das Lied von den Opfern des Intellekts und seiner Diener angestimmt. Man meint, der Bedauernswerte habe einen allzu scharfen Verstand besessen, der wie mit Messern die ganze Welt um ihn her und schließlich sein eigenes Wesen zerschnitt, bis auch kein Fetzen daran mehr heil war. Und man sucht unter

den Lebenden oder Toten nach einem schlimmen Meist und Helfershelfer, der ihm zu dem Zerstörungswerk d Waffen reichte oder schärfte. Werden in dem Stübchen d Unglücklichen ein paar Bände Schopenhauer gefunden, s hält man das dunkle Rätsel für gelöst. Aus der „Welt a Wille und Vorstellung“, meint man, habe er sich das Ve derben und den Tod ins Herz gelesen. Und hat er sich g nachweisbar mit Nietzsche beschäftigt, so bricht man in ei Zornrede gegen den Dichter des Zarathustra aus, der sic immer deutlicher als ein Verderber von Leben und Gesund heit offenbare.

So hört und liest man's, und es klingt so einfach un sieht so klar aus, daß man gewöhnlich glaubt, die Sache se damit abgetan und keine Frage mehr übrig. Es scheint abe nur deshalb so klar, weil es so oberflächlich ist. Schau nu den durchsichtigen Wassertropfen einmal durchs Mikrosko an! Du wirst ein seltsames Gewimmel darin entdecken.

In der Tat, wir kommen diesmal auf ein schwieriges Ge biet. Diese Probleme liegen unter der Oberfläche. Wi müssen in ein psychologisches Labyrinth hinabsteigen, i dessen dunklen Ecken und Winkeln sich mancher alte Irrtun verborgen hält. Doch haben wir einen trefflichen Führer Es ist Nietzsche selbst, der größte Psychologe aller Zeiten der diese finsteren, unterirdischen Höhlengänge zuerst mi tapferem Entdeckerdrange durchforscht und erleuchtet hat Gehen wir dem Lichtschein seiner Erkenntnisse nach!

Zunächst aber eine Frage.

Angenommen, es wäre richtig, daß die Lektüre philo sophischer Schriften auf dieses oder jenes Gemüt zerstörend wirkte, gäbe uns das ein Recht, diese Schriften als schädlich zu verdammen? Ist es nicht eine Torheit, nach vereinzelten Wirkungen zu urteilen? Schläft nicht Heil und Unheil in jedem Dinge? Kann nicht das Beste Verderben bringen? Wenn im Mai ein warmer Regen fällt, so erquickt er das Land, daß alle Saaten und Wälder wachsen, aber das faulende Holz bringt er vollends zum Faulen. Wer wird ihn deshalb verwünschen? Ja, wer hat auch nur Augen für das faulende Holz, wenn er ringsumher nach dem Regen tausendfältiges Leben sprießen sieht? Aber ihr seht's eben nicht. Daran

gt es. Ihr seid blind für diese neue Herrlichkeit, die grün d flüsternd überall jetzt auf dem Ackerlande deutscher ultur hervorwächst, seitdem der Strom von Nietzsches Genken befruchtend darüber hingegangen ist. Hättet ihr ugen dafür, wahrlich, ihr würdet nicht mit betrübten lienen am faulenden Holze stehen. Ihr würdet nicht auben, das bißchen Tod und Verderben, das ihr in die /agschale werft, könnte eine Welt voll Leben aufwiegen, ie in der andern liegt.

Doch ich nehme meine Annahme zurück, und die Voraus-etzung, daß philosophische Lektüre die Seelenkraft eines Menschen zerstören könne, wird wieder zur Behauptung, ie des Beweises bedarf. Und da sage ich zunächst, in dieser Behauptung steckt als Grundirrtum der alte Wahn, als sei las Menschenwesen ein leeres Blatt, das Zufall und Ohngeähr nach und nach mit Schriftzeichen bedeckten. In Wahrheit gleicht es eher einem Blatte, das von Anfang an schon völlig beschrieben ist, aber mit einer Tinte, die erst beim Anhauch des Lebens Zeile für Zeile mehr und mehr sichtbar wird. Ich sage: eher, nicht ganz. Die Prädestinationslehre in dem bekannten Sinne ist ein Glaubenssatz, mit dem ich hier nichts zu tun habe. Die nüchterne Beobachtung, vor allem die des eigenen Selbst, zeigt uns, daß die Umstände des Lebens mit ihren wechselnden Einwirkungen bald dieses, bald jenes Pflänzchen in uns begünstigen und zu Entfaltung und Wachstum bringen, so daß sich mit ihnen das Bild unseres inneren Seins in Einzelheiten verschiebt. Aber sie lehrt uns auch, daß die Grashalme unseres Wesens nicht zu Eichbäumen werden und die Eichbäume nicht zu Grashalmen. Was stark in uns ist, das bricht sich durch und kommt zur Erscheinung, selbst bei ungünstiger Witterung. Man sagt sogar, seine Kraft wachse mit dem Widerstande. Und darin steckt die Wahrheit, daß das Psychische kraft seiner geistigen Natur weit unabhängiger von seiner wirklichen Umgebung ist als das Körperliche. Gebietet es doch über eine geflügelte Dienerin, die Phantasie, die es weit über Raum und Zeit hinaussenden kann, daß sie ihm heranhole, was es begehrt. Es ist freilich ein seltener Fall, daß es die gewünschte Nahrung nicht schon bereit findet. Denn die Welt ist reich und

deckt jedem Triebe seinen Tisch in Fülle. Aber es brauc gar nicht zu warten, bis man ihm auftischt. Es braucht au die Phantasie meist nicht weit auf Suche zu senden. Au dem Stoff, den die Welt überall bietet, bereitet es sich selb die Speise, die es mag. Der Lüsterne macht aus de keuschesten Gemälde einen Schmaus für seine Sinne, un wo der Sanftmütige seine Sanftmut friedlich weiden läßt, d brüllt und stampft der Jähzorn des Heftigen. Wo aber ei seelenmächtiger Trieb gar nichts findet, woraus er sich ein Speise oder einen Trank bereiten könnte, da — geht er vor-über.

Und gilt dies vom Leben, wieviel mehr von den Abbilder des Lebens, die die Bücher uns zeigen! Denn das wirkliche Leben tut uns doch viel Gewalt an, im Guten wie im Schlimmen. Es zwingt unseren Sinnen manches auf, was sie nicht mögen und was sie doch hinunterschlucken müssen. Es führt uns in gute und schlechte Gesellschaft, und wir können nicht so leicht davonlaufen. Es nötigt unsere Hände zu manchem ungeliebten Tun, und die Hände gewöhnen sich und überreden am Ende auch die Seele. Durch alles das vergewaltigt uns das wirkliche Leben und schränkt unsere Subjektivität ein, und so kann man hier mit mehr oder weniger Recht von Wirkungen reden, die ändernd und umgestaltend in unser Wesen eingreifen.

Die gemalte Welt aber läßt uns frei. Kein Pflock hält die Triebe am Seile fest; sie grasen, wo sie wollen. Gefällt mir ein Buch nicht, so klappe ich's zu. Empört es mich, so werfe ich's an die Wand. Gefallen mir nur einige Stellen, so zeichne ich sie aus und lese sie wieder, während ich den Rest überschlage. Nichts wehrt dem Leser, sein Selbst mit voller Souveränität walten zu lassen. Daraus erklärt sich die Gefährlichkeit einer gewissen Literatur, die auf die geschlechtliche Korruption in den Großstädten spekuliert. Daß ein gesundes und kräftiges Gemeinwesen in dieses Treiben hemmend eingreift, versteht sich m. E. von selbst. Jeder ernste und vernünftige Mensch wird wünschen, daß alles geschehe, was geschehen kann, um das Ausbrechen der wilden Hunde aus den schmutzigen Kellerhöhlen der Seele zu hindern. Er wird es wünschen, selbst wenn es ihm

zweifelhaft ist, ob durch Gewalt hier mehr geändert werden könne als der äußere Anschein. Denn wie dem auch sein möge, der Haß und Abscheu gegen das Gemeine ist Grund genug danach zu streben, daß es wenigstens aus der Öffentlichkeit nach Möglichkeit verbannt werde. Im ganzen genommen ist diese betrübende Erscheinung wohl mehr Symptom als Ursache des Verfalls. Jedenfalls bleibt es unanfechtbar, daß alle Literatur, da sie sich nicht aufzwingt wie die wirkliche Welt, die Subjektivität weit mehr zur Geltung und Wirkung kommen läßt als diese. Die Lektüre eines Menschen verrät, wie alles Selbstgewählte, Freie, z. B. der intimere Umgang, mehr von seinem Inneren als das zwangvolle Leben, das er führt. Sie enthüllt, sie bringt zum Bewußtsein, sie entfaltet, was in ihm — oft heimlich — stark und beherrschend ist. Sage mir, was du liesest, und ich will dir sagen, wer du bist! — Dies gilt auch von den großen Literaturwerken, die das *Ganze* des Menschenlebens mit all seinem Licht und Schatten im Seelenspiegel des Genius zeigen, von den Werken des großen Dichters und des großen Philosophen. Sie sind bunt, reich und vieldeutig wie das Leben selbst und bieten sich doch ohne Zwang und ruhevoll dem Auge des Beschauers dar. Was der einzelne aus *ihnen* heraussucht und entnimmt, das ist in ganz besonderem Maße bezeichnend für ihn selber. Liest doch aus dem Faust und Hamlet jeder fast etwas anderes heraus. Denn jeder liest etwas anderes *hinein*, nämlich sich selber. Der dichterische Genius hat die geheimnisvolle Kraft, das Innerste des empfänglichen Menschen zu rühren, daß es schwingt und klingt. Während er nun dem eigenen Seelenliede lauscht, glaubt er, der Dichter singe eben dieses Lied und nichts sonst. Dieselbe Tragödie, die die Augen des einen heroisch aufleuchten macht, sie füllt das Herz des anderen mit Weltschmerz und Müdigkeit. Und mit den Werken der großen Philosophen ist es nicht anders, besonders wenn sie zugleich Dichter sind wie Schopenhauer und Nietzsche. Was hat denn Nietzsche selbst aus Schopenhauers Schriften herausgelesen? Nicht die eigene, junge, heldenkühne Weisheit seiner „Unzeitgemäßen Betrachtungen"? Und haben nicht andere eine ernste und doch trostvolle Deutung des Daseins daraus ent-

nommen? Wer heißt denn den Jüngling aus denselben Werken Tod und Verderben herauslesen? Doch wohl sein eigenes Herz, das, früh ermüdet und ohne Hoffnung, Tod und Verderben sucht. Und mag's noch bei Schopenhauer verzeihlich sein, der mit seinem erklärten Pessimismus der bekannten Jünglingsschwermut unleugbar viel Nahrung gibt. Aber wo soll denn bei Nietzsche die Leben zerstörende Kraft stecken? Bei ihm, der aus dem bittersten Leid heraus dem Leben den feurigsten Hymnus sang? Der immer wieder durch die trüben, schweren Wolken, die sich auf seine einsamen Wege legten, hindurch zur reinen, hellen Höhe emporklomm und da oben die Erde segnete und „wolkenlos hinablächelte aus lichten Augen"? Was Hamlet am Grabe der Ophelia mit starker Übertreibung von seiner Liebe zu der Toten sagt, er hätte es ohne Übertreibung von seiner Liebe zur Erde und ihrem Leben sagen können. Und seiner Philosophie, die von „Lebensfluten und Tatensturm" durchbraust ist, die kein anderes Ziel kennt, als den Menschen vorwärts und höher zu bringen, daß er stärker werde und edler und freudiger, — einer solchen Philosophie schreibt man einen pessimistischen, negativen Charakter zu! Ist es ein negatives Tun, wenn man einen alten, verschnörkelten, morsch gewordenen Bau einreißt, um an seine Stelle einen höheren, schöneren, gesunderen zu setzen? Man fängt jetzt an mehr und mehr zu begreifen, wie ungeheuer positiv Nietzsches Denken bei allem Kritisieren war; solche Bücher wie Kalthoffs Zarathustra-Predigten beweisen es. Wer es begriffen hat, der hat zugleich verlernt zu begreifen, daß irgend ein Jüngling aus Nietzsches Schriften eine Trost- und Hoffnungslosigkeit gewonnen haben sollte, die ihm das Leben wertlos machte. Was ihm das Leben entwertet, ist sein eigener Trübsinn, den er überall hineinsieht und für den er bei Nietzsche eine Rechtfertigung oder einen Philosophenmantel sucht, um ihn kleidsam zu drapieren. Vermutlich wird er sich mit dem Glanz der tragischen Klageworte schmücken, die der von allen so jammervoll verlassene, von niemand verstandene Philosophenkönig ohne Land in die verschneite Einöde des Hochgebirges hineinrief. Aber wer gibt ihm ein Recht, sein kümmerliches Alltagsleid, mit

m er nicht fertig werden kann, mit dem furchtbaren, tiefen
'eh zu verwechseln, das dieser Heros immer wieder über-
ınd? Einem solchen gilt das Zarathustra-Wort: „Auf
'eniges, auf Langes, auf Fernes geht mein Sinn und meine
ehnsucht: was ginge mich euer kleines, vieles, kurzes Elend
ı! —

Ihr leidet mir noch nicht genug! Denn ihr leidet an
ıch, ihr littet noch nicht am Menschen. Ihr würdet
ıgen, wenn ihr's anders sagtet! Ihr littet alle nicht, woran
ch litt."

Ach, es war vergeblich, daß Nietzsche, das kommende
Herandrängen der Vielen ahnend, so oft vor sich selber gewarnt hat, wie kein geistiger Neuschöpfer vor ihm; daß er
einen hohen Zaun zog um den Garten seiner Weisheit und
eden, der Einlaß begehrte, am Tore anhielt mit der Frage
aufs Gewissen: „Bist du ein solcher, der einem Joche entrinnen durfte? Es gibt manchen, der seinen letzten Wert wegwarf, als er seine Dienstbarkeit wegwarf. — Frei wovon? Was schiert das Zarathustra! Hell aber soll mir dein Auge künden, frei wozu?" Vergeblich, daß er die kranken Grübler und Weltschmerzler mit harten Worten zurückscheuchte, wenn er sprach: „Ich bin ein Gesetz nur für die Meinen, ich bin kein Gesetz für alle. Wer aber zu mir gehört, der muß von starken Knochen sein, auch von leichten Füßen, — lustig zu Kriegen und Festen, kein Düsterling, kein Traumhans, bereit zum Schwersten wie zu seinem Feste, gesund und heil." Was er am meisten gefürchtet hat, das Verwechseltwerden, er konnte es doch nicht hindern. Seine Schwermut war die Schwermut der Sonnenstrahlen, die über ödes Land hinleuchten, die Schwermut weiter, reifer, goldener Kornfelder, die niemand erntet und einholt. Und diese Not des Überreichen, des Schaffenden, des großen Menschenbildners, der keinen Ton und keinen Marmor findet, den er formen und beleben könnte, die verwechselt der weltmüde Jüngling mit seiner Leere, Schlaffheit und Zwecklosigkeit! Wenn irgendwo, so ist es hier sinnlos, von einer „Wirkung" zu reden. Hier ist der Jüngling ganz mit sich allein. Was er von Nietzsche vernimmt, ist nichts als der bezaubernde Klang seiner rhythmischen Sprache, dieser Wellenschlag am

weiten Strande. Für den Text hat er kein Ohr, er **hört** nu die Melodie und legt ihr den Text unter, den sein kranke Gemüt ihm dichtet. Ja, welch eine Verführerin ist doc die Sprache! Von diesem goldenen Baume möchte jede sich ein Zweiglein oder eine Blüte brechen, um sich dami zu schmücken. „O Menschenwesen, du wunderliches, du Lärm auf dunklen Gassen!"

VI.

Aber man weist vielleicht auf den Atheismus Nietzsches hin und erklärt ihn für das eigentlich Verderbliche. Man sagt vielleicht, Nietzsche zerbreche dem Jüngling alle Gotteshäuser und Heiligtümer, die ihm teuer und nötig waren, und führe ihn in eine „götterlose Wüste", in der seine Seele verschmachte. Mit dem Glauben raube er ihm den Halt, und nun wanke er ohne Stütze dahin und breche schließlich zusammen.

Wenn diese Anklage vom Standpunkte des naiven, „gläubigen" Christentums aus erhoben wird, so ist dagegen nichts anderes zu sagen, als was gegen diesen Standpunkt überhaupt zu sagen ist. Dessen ist freilich viel, da es mir schwer begreiflich scheint, wie ein einigermaßen unterrichteter Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts noch auf dem Standpunkte des sechzehnten Jahrhunderts stehen kann. Aber für den, der einmal auf diesem Standpunkt steht, ist jenes Urteil über Nietzsche folgerichtig. Nur muß er dann auch die weitere Folgerichtigkeit besitzen, fast die ganze neuere Kultur als Jugendverderberin zu verdammen. Er müßte Goethe und Schiller so gut ablehnen wie Keller und Storm und vor allem die gesamte moderne Wissenschaft, die Theologie eingerechnet, die sich an den Grundmauern jenes Glaubens mehr oder weniger zerstörend zu schaffen macht. Tut er das, gut; so ist seine Logik wenigstens in dieser Sache gerettet. Im übrigen ist er, fürchte ich, jedenfalls was seinen Standpunkt anbetrifft, für logische Beweisgründe wenig empfänglich, — weshalb ich mich hiermit von ihm verabschiede. —

Wer aber auch von einem freieren Standpunkt aus urteilt, Nietzsches Atheismus könne in gewissen Fällen lebensgefährlich werden, den bitte ich einer kurzen allgemeineren Erörterung des Glaubensproblems zu folgen. Und zwar möchte ich dabei ähnlich verfahren wie bei der obigen Erörterung des Moralproblems. Wie ich dort die Moral überhaupt in dem Sinne des Lebensernstes, der sich verantwortlich fühlt und sich Aufgaben stellt, von der besonderen Moral unterschieden habe, so unterscheide ich hier den besonderen Glauben vom Glauben überhaupt. Doch meine ich mit diesem nicht das bekannte rationalistische Abstraktionsprodukt, das entsteht, wenn man den christlichen Gott und den jüdischen und den mohammedanischen und noch einige andere dazu auf derselben Platte übereinander photographiert. Dieses fachwissenschaftliche Experiment hat m. E. mit dem Glauben durchaus nichts zu tun. Vielmehr möchte ich die psychische Grundlage des Glaubens von seinem Ausdruck in bestimmten Vorstellungen trennen, also etwa die Glaubenskraft von den Glaubensgedanken. Auch die Theologie unterscheidet ja den Glauben als Vertrauen von dem Glauben als einem Fürwahrhalten von Lehren. Nur daß sie gewöhnlich das Vertrauen von vornherein in dem Sinne des Gottvertrauens faßt und so in die psychische Grundlage des Glaubens doch wieder einen bestimmten Vorstellungsinhalt mit hineinnimmt. Wir müssen gründlicher scheiden und von jedem Vorstellungsinhalt absehen. Denn wenn wir nur wirklich auf den Grund gehen, so stoßen wir zuletzt immer auf das Unbestimmte, ja Unbewußte, welche Glaubensgedanken wir auch untersuchen mögen. Ob sich die Glaubenskraft als Gottvertrauen oder als Selbstvertrauen äußert, als Vertrauen auf einen Freund oder auf eine Idee, als Glaube an die Macht der Wissenschaft oder der Kirche, an die höchste Bedeutung des Staatslebens oder der Kunst — in der Tiefe gesehen ist's immer dieselbe Kraft. Und zwar ist sie allem Menschenwesen eigen, solange es liebt und wünscht und strebt, d. h, solange es wahrhaft lebendig ist. Mit jeder Hingebung, mit jeder Zielsetzung stellt sich sofort, stark oder schwach, auch der Glaube ein. Darum steckt jeder gesunde und tätige Mensch voller Glauben vom Scheitel bis zur Zehe.

Des religiösen Glaubens im überlieferten Sinne bedarf es nicht. „Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm."

So war denn auch Nietzsche trotz seines Atheismus ein Glaubensheld. Wie sollte es auch anders sein, da die Quelle alles Glaubens, die strebende, schaffende Kraft, mit seltener Macht und Fülle in seiner Seele sprudelte und sprang! Er kannte den Zusammenhang wohl und verriet ihn den mattherzigen, zweifelsüchtigen „allgemein Gebildeten" seiner und unserer Zeit, als er ihnen die bittere Wahrheit sagte: „Unfruchtbare seid ihr: darum fehlt es euch an Glauben. Aber wer schaffen mußte, der hatte auch immer seine Wahrträume und Sternzeichen und — glaubte an Glauben." Er wußte es, daß der Weg zum Glauben durch die Tat führt; darum sprach er das Wort: „Nur der Täter lernt." Und wieviel neue „Sternzeichen" hat er an den Himmel des Tätigen geheftet! Freilich, sein Himmel ist hoch, und seine Sterne fern. Aber dafür sind's eben Sterne. Der Lichter, die zum nächsten Städtchen leiten und leuchten, haben wir genug.

Gewiß, eine Glaubenslosigkeit in dem besprochenen allgemeinen Sinne kann aus Nietzsches Schriften in ihrer strotzenden Lebensfülle schwerlich in die Seele eines Lesers hinüberfließen. Es ist aber auch wohl klar, daß Bücher überhaupt eine solche Wirkung nicht haben können. Die Glaubenskraft einer Seele kann nur das Leben selbst brechen, und man weiß, wieviel oft dazu gehört und wie schrecklicher Schicksale es bedarf, um einen Menschen dahin zu bringen, daß seine innere Kraft mürbe wird und er verzweifelt.

Was durch Bücher zerstört werden kann, ist nur der jeweilige Vorstellungsinhalt des Glaubens. Ein solcher ist auch die Gesamtheit der Meinungen und Überzeugungen, die man gewöhnlich schlechtweg dem „christlichen Glauben" gleichsetzt. Der kann in der Tat eine Beute der Wissenschaft werden und wird es heute ja so häufig. Es liegt in den Zeitverhältnissen, daß der Kampf um den überlieferten Glauben kaum einem noch erspart bleibt, der geistig in Betracht kommt, und ich meine, den überzeugten Anhängern dieses Glaubens müßte es recht sein, daß so den Gliedern der Kirche Gelegenheit gegeben wird, die Kraft und Echtheit ihres Glau-

ens zu erproben. Die Probe wird allerdings wohl selten genug bestanden. Es bedarf meist Nietzschescher Angriffswaffen gar nicht. Das leichteste, schlechteste Geschütz genügt, die Feste gänzlich in Trümmer zu schießen, und das meist zum sichtlichen Vergnügen des Inhabers. Es ist in der Tat, die allgemeine Christlichkeit vorausgesetzt, zum Erstaunen, mit welcher Gemütsruhe unsere Jünglinge zusehen, wie der blaue Kinderhimmel mit samt dem lieben Gott und allen Engeln nach und nach vor ihren Augen einstürzt. Aber die Voraussetzung ist eben falsch. Es handelt sich in diesen Fällen gar nicht um einen Glaubensinhalt, sondern nur um einen beliebigen Denkinhalt, der mit der vorhandenen Glaubenskraft so wenig in ursächlicher Beziehung steht, wie irgend welche geschichtlichen oder geographischen Irrtümer. Soll hier von Echtheit geredet werden dürfen, so muß ein solcher Zusammenhang vorhanden sein, d. h. in den Glaubensvorstellungen muß etwas von der Glaubenskraft der Persönlichkeit lebendig sein. Wie weit das bei einer geschichtlich überlieferten Religion möglich ist, das zu untersuchen, ist eine reizvolle, psychologische Aufgabe. Wie dem sein mag, das eine ist klar: je mehr von der Glaubenskraft des Individuums sich in diese übernommenen Vorstellungen ergießt, je mehr sein Wünschen und Streben sich wahrhaft in ihnen ausdrückt, um so schwerer wird seine Überzeugung zu erschüttern oder zu zerstören sein. Nehmen wir an, die ganze Lebensenergie eines Menschen sammelte sich wie in einem einzigen Strombett in dem Streben nach dem christlich verstandenen Himmelreich, so wäre der Versuch, ihn durch Verstandesbeweise davon abzubringen, ähnlich aussichtsvoll wie der, den Sturz des Niagara mit einer Kohlenschippe zu hindern. Gelingt es aber in einem weniger extremen Falle, die Glaubensgedanken als Irrtümer zu erweisen, so wird dadurch ja keineswegs die Glaubenskraft selbst zerstört. Wird ein Fluß abgedämmt, so hört er nicht auf zu fließen, sondern er sucht sich ein anderes Bett. Und dieses Gleichnis bildet die Sache noch nicht ganz so günstig ab, wie sie ist. Denn in der Entwicklung des inneren Lebens, die es schildern soll, kommt es meist nicht einmal zu den Stockungen und Stauungen, die bei der Abdämmung eines Flusses eintreten. Es geht ja dabei nicht zu

wie in der wirklichen Welt, die uns oft mit roher Gewalt unsere Ziele so blitzschnell zertrümmert und uns so unvorbereitet enttäuscht, daß der Blutumlauf der Lebenskraft durch den Schreck vor der plötzlichen Leere ins Stocken geraten und das Herz des Glaubens stillstehen kann. Niemand verliert Gott, wie er eine geliebte Braut verliert, die ein rascher Tod dahinrafft. Wie leicht einzusehen ist, liegt es in der Natur dieser nicht anschaulichen Vorstellungen, daß sie nur ganz allmählich aus dem Kreise der Überzeugungen verdrängt werden können. Inzwischen hat die Glaubenskraft Zeit, sich in aller Stille andere Wege zu suchen, und ehe der letzte Stein den absperrenden Damm vollendet, fließt der Strom schon längst im neuen Bette ruhig dahin. Ja, die Seele, dies widerspruchsvolle Ding, hilft selber bei dem Werke. Weist sie die Kritik nicht überhaupt von ihrer Schwelle, nimmt sie sie irgendwie auf, so ist etwas in ihr, was den Kampf gegen ihre eigenen Glaubensvorstellungen heimlich wünscht, ein Trieb, der nach Leben verlangt und sich betätigen will und an seiner Betätigung Lust hat wie alle Triebe. So ist z. B. der Erkenntnistrieb, wenn er in einer Seele Macht hat, vom ersten Angriff an der starke, heimliche Verbündete dessen, der gegen ihren Glauben ankämpft. Was heißt das aber nach dem Gesagten anderes, als daß in Wahrheit die verschiedenen Glaubenskräfte miteinander uneins sind, und daß die eine erstarkend sich langsam an die Stelle der anderen drängt. Oder steckt etwa in dem Streben nach Wahrheit kein Glaube?

Natürlich will ich damit nicht behaupten, daß es bei diesem Kampf um den Glauben stets ohne Schmerzen und Wunden abginge. Es hängen an den kirchlichen Vorstellungen gewöhnlich schon zuviel schöne Kindheitserinnerungen, als daß man sie ganz leichten Kaufs aufgäbe. In der Tat sind es wohl meist Gründe der Pietät und einer liebgewordenen Gewohnheit, die die Menschen unserer Zeit in Vorstellungen festhalten, die, wie ihr Leben beweist, durchaus nicht der Ausdruck der in ihnen vorhandenen Glaubenskraft sind. Fehlt es an einem kräftigen Erkenntnistriebe, so sind die stärksten Argumente hiergegen machtlos. So ist der Mensch einmal. Er verteidigt die unsinnigsten Sätze mit zäher Treue, wenn

ihnen ein Stückchen Liebe hängt. Darum kommt es denn ich vor, daß er mit bitterem Schmerze das Gebäude seines inderglaubens in Trümmer sinken sieht, das sein geschäftiger rkenntnistrieb vor seinen Augen zerstört.

Nur muß ich immer wieder mahnen, den Klagen melancholischer Jünglinge nicht allzuviel Vertrauen zu schenken. s gehört eine sehr kühle, ruhige Selbstbeobachtung und in sehr gereiftes Urteil dazu, die eigenen inneren Zustände ichtig zu deuten. Am allerwenigsten ist ein Jüngling dazu ähig, der noch ganz im Werden ist und deshalb noch nicht reiß, was er ist, aber vieles sein möchte, was er nicht ist. Es st höchst unwahrscheinlich, daß er für den Weltschmerz, der hn plagt, unter seinen mancherlei Nöten die wahre Ursache ntdecken und bekennen wird. Auf seine Deklamationen wird er Menschenkenner wenig geben und meist mit Recht anehmen, daß sein Blick, der düster und trostlos am Himmel inschweift, als suchte er den verlorenen Gott, alsbald völlig etröstet erglänzen würde, wenn eine sehr menschliche leine Göttin sich herabließe, ihm ein wenig gnädiger zuulächeln.

Und man glaube nicht, daß es nur Jünglinge sind, die so ich und andere über ihre inneren Nöte täuschen! Dies Irren st menschlich, wie nur irgend ein Irren. Jeder fühlt ja, daß eistige Leiden adeln. Wer an einer Entwurzelung von Vortellungen und Überzeugungen wahrhaft und tief leiden kann, er ist ausgezeichnet vor Tausenden. Das reizt die Eitelkeit, ie verbreitetste und schlaueste aller Betrügerinnen, und so treckt sich manche unreine Hand nach dieser Dornenkrone us. Es ist nicht schwer zu begreifen, daß ein mißratener, nnerlich zerfallener Mensch sich lieber mit dem Anschein eltener Leiden schmückt, die von innerer Kraft und Tiefe eugen, als daß er seine wenig ehrenden, oft allzu menschlichen Leiden ehrlich eingestände. Er weiß ja, daß ihm mit seiner eistigen Maskerade bei vielen die Täuschung gelingen wird. Deshalb ist hier die äußerste Vorsicht not. Am allermeisten n dem Falle, von dem ich ausging. Ich denke, die letzten Erörterungen, wenn sie auch vielfach nur andeutend sein konnten, haben hinlänglich bewiesen, — soweit in diesen Dingen von Beweisen gesprochen werden kann — daß es sehr oberfläch-

lich und unbegründet ist, für den Pistolenschuß eines jugen
lichen Selbstmörders die Ursache in seiner Lektüre ath
stischer Schriftsteller zu suchen.

VII.

Noch immer aber sind wir nicht mit den falschen De
tungen jenes traurigen Falles fertig, mit denen man Nietzsc
zu verunehren sucht. Gerade die gewöhnlichste ist no
übrig, die, wie sich zeigen wird, zugleich die nebelhaftes
ist. Man macht für den Ruin eines Menschen vielfach nic
bestimmte Gedanken verantwortlich, nicht den Inhalt d
Denkens, sondern das Denken überhaupt, die Tätigkeit d
Denkens. Man schreibt dem Denken etwas das Leben Ze
störendes und Zersetzendes zu und meint, jener Jünglin
wäre nicht zu einem so schlimmen Ende gelangt, wenn
ohne viel Nachdenken schlecht und recht in Genießen un
Tun hingelebt hätte wie die anderen. Aber die bösen Philo
sophen hätten ihn mit ihrer Grübelei angesteckt und m
diesem Gift im Leibe habe er in allem bald nichts meh
gefunden als etwas zum Grübeln und Nachdenken, und s
habe er sich schließlich um Gesundheit und Leben gedach
und gebracht.

In diesen unklaren Erklärungen steckt — um gleich di
Hauptsache zu sagen — eine falsche Auffassung des Intel
lekts, als sei er etwas von dem übrigen Menschenwese
Unabhängiges, das frei über dem Chaos des Trieblebe
schwebe, wie der Geist Gottes über den Wassern, und dam
nach Belieben, schaffend oder zerstörend, schalten könne
Deshalb meint man, das Denken könne zum Tiger werden
der die Seele gepackt hält, ihr das Blut aussaugt und sie i
Stücke reißt.

In Wahrheit hat der Verstand eine weit bescheidener
Stellung. Er schwebt nicht schaffend oder zerstörend übe
den Wassern, er wird und wandelt sich mit ihnen, wie de
Dunst, der über ihnen lagert, der frisch und rein ist ode
faulig und ungesund wie sie. Er kann nicht töten oder le-

endig machen, sondern er ist, um ein wenig erhabenes, aber m so deutlicheres Bild zu wählen, in seinem Verhältnis zu em übrigen Menschenwesen dem Geruch zu vergleichen, en der tierische Leib ausströmt. Er mag gut oder schlecht, charf oder milde, faul oder frisch sein, — dem Leibe, der hn immer mit sich herumträgt, kann er nicht schaden. Er ann nur zeigen, ob dieser Leib gesund und kräftig oder ein ranker, verfallender Kadaver ist.

Wie sollte denn auch wohl das Denken an sich, die Tätigkeit des Denkens, etwas Verderbliches sein? Müssen wir arin nicht vielmehr das Notwendigste, Heilsamste und dem Leben Förderlichste erblicken und die Anzweiflung dieser „allerhöchsten Kraft“ dem Mephisto überlassen? Man vergebe mir, wenn ich Trivialitäten sage! Aber die einfachste Überlegung, die gewöhnlichste Beobachtung beweist hier m deutlichsten. Haben nicht Kant und Goethe und Bismarck ihr langes Leben mit unablässiger Denkarbeit gefüllt? Haben ihre inneren Kräfte darunter gelitten? Und beweist nicht jeder beliebige Forscher und Durchschnittsgelehrte dasselbe? Man verstehe mich nicht falsch! Ich will die Luft der Bibliotheken und unsere ganze Wort- und Bücherkultur gewiß nicht preisen. Daß der heutige Betrieb der Wissenschaft bei uns der wahren Bildung nicht dient, daß er das Gefühl abstumpft, das innere Leben fälscht und die Ausdrucksfähigkeit schwächt, daß er mit einem Worte verroht und barbarisiert, das hat meines Erachtens Nietzsche in den „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ mit überwältigender Beweiskraft gezeigt. Aber davon ist hier nicht die Rede. Es handelt sich jetzt nicht darum, ob eine besondere Art der Denkarbeit, nämlich der heutige bücherwürmerhafte Wissenschaftsbetrieb, einer besonderen Art des Lebens, nämlich einem höheren, innerlich wahren Kulturleben, wie esNietzsche vermißte, schädlich sei. Vielmehr ist nur die Frage, ob die Denkarbeit überhaupt dem Leben im gemeinen, groben Sinne Verderben bringen kann.

Und diese Frage ist durchaus zu verneinen, abgesehen von dem Ausnahmefall, daß im Denken des Guten zuviel getan wird. Denn natürlich rächt sich das Denkorgan wie jedes andere Organ, wenn es überanstrengt wird. Aber

warum tut man das, statt Maß zu halten? Wer darauf, da es geistig überarbeitete Menschen gibt, eine Anklage gege das Denken gründen wollte, der täte daran genau so klu als wenn er das Säen und Mähen auf den Feldern deshal für verderblich erklären wollte, weil es vorgekommen ist un vorkommt, daß ein Übereifriger sich dabei zu Tode arbeite Es leuchtet auch wohl ein, daß dies keineswegs der Fal unseres lebensüberdrüssigen Grüblers ist, der gewiß nich an einem Übermaß von Arbeitslust und Eifer zu Grund geht, dem man vielmehr zu seiner Gesundung etwas meh von diesen Kräften zu wünschen hätte.

So geht denn wohl der Angreifer einen Schritt zurück Er gibt zu, das Denken an sich sei nicht schuldig. Doch klag er nun um so heftiger eine besondere Art des Denkens an Und zwar sieht er die Gefahr in der Richtung des Denken auf das eigene Innere, während die Reflexion über die tau- senderlei Dinge der Umgebung ihm unschädlich erscheint „Die Augen," sagt er, „sind gemacht, um nach außen zu blicken und die Welt um uns her zu betrachten. Wer sie abe umkehrt und dauernd in sein Inneres hineinschaut, der handel gegen die Natur und zerstört sich selbst. Und dies ungesunde schädliche Insichhineinstarren lernen die Jünglinge am aller- meisten von Nietzsche, und dadurch verdirbt er sie."

An diesem neuen Angriff ist das eine richtig, daß Nietzsche in ganz besonderem Maße den Leser zur Reflexion über sich selbst einlädt und anleitet, wie das von dem Meister der Psy- chologie nicht anders zu erwarten ist. Denn wo anders fließen die Quellen, aus denen der Psychologe schöpft, als in der eigenen Seele? Und Nietzsche hat da geschöpft wie keiner vor ihm. Er ist ohne Grauen hinabgestiegen in die psychologische Unterwelt, und die sonst so stummen Schatten mußten ihm Rede stehen. Er ließ sich nicht täuschen durch das Schau- spiel und die bunten Kulissen des Menschenseins, er durch- forschte den Hintergrund der Bühne und all ihre Ecken und Winkel, bis er das ganze Getriebe durchschaute. Unser Meinen und Glauben vor allem, die ganze Erkenntniswelt verfolgte er bis in seine heimlichsten Gründe, und in allem fand er ein Wollen und Wünschen versteckt, und der abstrakteste Ge- danke noch wurde vor seinem Blick lebendig. Es ist also

gewiß wahr, daß man von ihm lernen kann, tiefer und länger in sich hineinzublicken, als man's vorher tat. Nur finde ich darin durchaus keinen Grund zu Klagen und Anklagen, sondern nur zur Freude und Danksagung. Nietzsche hat durch seine tiefgrabende Psychologie die Wissenschaft unermeßlich bereichert und der Erforschung des geistigen Lebens auf allen Gebieten neue Perspektiven von unabsehbarer Weite eröffnet. Er hat uns unter der Oberfläche des Bewußtseins eine Wunderwelt aufgeschlossen, in der zu weilen und zu wandeln eine Lust ohnegleichen ist. Und dieser Kolumbus der Innenwelt sollte seine Entdeckungsfahrten zum Unheil gemacht haben? Ist's denn wirklich wahr, daß ein Blick ins eigene Innere Verderben bringt? Wehe dann den armen Psychologen von Beruf und Neigung, die sich zehn Stunden des Tages selbst zum wissenschaftlichen Objekt machen und ihre eigenen Vorstellungen, Gefühle und Willensregungen unter die Lupe nehmen! Müßten sie nicht allesamt bleich und zerrüttet einhergehen, als schwermutsvolle Selbstmordskandidaten? Aber sie leben, wachsen und gedeihen, ganz wie andere Menschen, und machen durch ihr Dasein und Sosein die Anklage gegen die Selbstbetrachtung zu Schanden.

Was sollte denn auch eigentlich Schlimmes geschehen, wenn die Augen eines Menschen sich nach Innen wenden? Fände er so viel Gefallen an der Innenwelt, daß seine Teilnahme für die oft so öde Außenwelt sich verringerte, so wäre das doch kein Schade, vorausgesetzt, daß seine Gefühls- und Willenskraft überhaupt nicht litte. Doch das eben wird vielfach behauptet. Man meint, die Reflexion verwüste das Innere, da die Pflanzen und Pflänzchen der Gefühle das grelle Licht der Erkenntnis nicht ertrügen; sie lähme und schwäche die Triebe und ertöte so nach und nach den Willen und die Lebenskraft. Wenn wir uns diesem Problem zuwenden, so steigt vor uns das melancholische Haupt des Dänenprinzen auf, dessen dunkles Wesensrätsel man zu lösen versucht hat. Aber ist es denn richtig, daß das Denken die Triebe lähmt?

Um eine zweifellose Antwort zu finden, tun wir am besten, die starken, elementaren Triebe zum Beispiel zu nehmen, bei denen eine Verwechselung und Täuschung ausgeschlossen ist. Wie steht's denn mit dem Physiologen, der den Nahrungs-

trieb und seine Befriedigung Tag für Tag untersucht? Leide etwa sein Appetit durch solche Forschungen? Oder wir durch die Beobachtung des Geschlechtstriebes der Trie selbst auch nur im mindesten beeinflußt? Aber ich halte mi selbst ein anderes, oft gebrauchtes Beispiel entgegen, da Beispiel des Turners, der über ein hohes Gerät springe will und dem beim Anlauf der Gedanke kommt, daß er wohl nicht hinüberkommen werde. Er kommt nicht hinüber, da ist gewiß. Aber wenn man an dem Mißlingen dem zweifelnde Gedanken Schuld gibt, der dem Laufenden kam, und darau den Schluß zieht, daß in der Tat Gedanken die Triebe und die Entschlußkraft lähmen könnten, so hat man nicht gründlich genug gefragt. Denn warum, so frage ich, kommt dem einen beim Anlauf ein solcher Gedanke, während er einem anderen nicht kommt? Ist das etwa zufällig und grundlos? Oder liegt es an einem Unterschiede des Intellekts der beiden Springer? Hat der Verstand des einen etwa die seltsame, wenig angenehme Eigentümlichkeit, solche Gedanken im entscheidenden Augenblick hervorzubringen, während der des anderen sie nicht hervorbringt? Verrät der den Sprung störende Gedanke wohl gar den philosophischen Kopf, den Denker, der das Denken und Fragen selbst hier nicht lassen kann? Ach, ich finde, es ist sehr unphilosophisch, in einem solchen Augenblick einen solchen Gedanken zu haben, und verrät alles eher als einen guten Kopf. Es verrät nämlich durchaus nichts anderes, als daß sich der Laufende vor dem Sprunge *fürchtet*. Wer furchtlos ist beim Turnen, dem stört kein Gedanke den Sprung. Wer sich aber ängstigt, dem kommen die zweifelnden Gedanken und hemmen ihn bei der Tat. Die Furcht treibt die Gedanken hervor, sie drückt sich in ihnen aus, sie sind das Kleid, in dem sie verborgen steckt. In Wahrheit lähmt also nicht der *Gedanke* die Kraft zu wollen und zu handeln, sondern das Gefühl der Furcht, das den Gedanken erst erzeugt. Ja, wenn man's genau nimmt, so erscheint es fraglich, ob hier überhaupt auch nur von einer Lähmung oder Schwächung zu reden ist. Die Sprache bezeichnet oft die Grade derselben Kraft mit ganz verschiedenen Worten, und dadurch entsteht leicht die Täuschung, als handele es sich um den Widerstreit *zweier* entgegengesetzter

Kräfte, wo in Wirklichkeit nur eine Kraft in einem bestimmten Grade vorhanden ist. Was ist denn Furcht anderes als ein schwacher Mut, als ein lahmer Wille zum Handeln? Mir scheint, in dem Inneren unseres Turners ist weder etwas vorhanden, was lähmt, noch etwas, das gelähmt wird, sondern nur etwas, das lahm ist, nämlich ein lahmer, schwächlicher Mut und Wille, den die Gelegenheit zum gefahrvollen Handeln an den Tag bringt.

Daraus ist zu ersehen, wie oberflächlich die Lösung des Hamleträtsels ist, daß ein Zuviel an Reflexion die Willenskraft des unglücklichen Prinzen störe und zerstöre. Man verwechselt dabei Ursache und Wirkung. Hamlet ist nicht willensschwach und kraftlos, weil er zuviel reflektiert, sondern er reflektiert zuviel, weil er willensschwach und kraftlos ist. Und so ist es in allen Fällen, wo man das Denken fälschlich beschuldigt, die Triebe zu lähmen. Besinnt euch nur einmal gründlich auf euch selbst und schaut ehrlich in euer Inneres hinein, — ihr könnt es ohne Schaden tun — so werdet ihr hinter jedem entmutigenden, ermüdenden, lähmenden Gedanken euer mutloses müdes, lahmes Herz entdecken. Erforscht die Genealogie eurer zagenden, traurigen Reflexionen, — ihr werdet immer in eurem eigenen matten Fühlen und Wollen den Vater finden.

Lenken wir zurück zu dem grüblerischen Selbstmörder! Sein Grübeln bewirkt nicht sein Verderben, sondern verrät es, es ist nicht Ursache, sondern Symptom seiner Erkrankung. Seine krankhafte Selbstbeobachtung unterscheidet sich für den Menschenkenner denn auch deutlich genug, von der Denkarbeit des Forschers, der seine eigenen Lebensregungen untersucht. Nicht daß er sich beobachtet, sondern wie er es tut, ist das Entscheidende und Unterscheidende. Der Psychologe folgt dem Triebe nach Erkenntnis. Seine Selbstbeobachtung ist gewollt, gewollt zu einem ihm wertvoll erscheinenden Zweck. Sie ist ein Streben und mithin der Ausdruck einer inneren Kraft, deren Betätigung mit Lust verbunden ist und das Lebensgefühl steigert. Die kranke Selbstbeobachtung dagegen gehorcht einem unwiderstehlichen inneren Zwange. Sie ist eine zwecklose, ungewollte Selbstbespiegelung, kein suchendes Hinabsteigen, sondern ein

unwillkürliches Hinabgleiten und Hinabgezogenwerden de
Interesses, der Aufmerksamkeit, der geistigen Tätigkeit in
eigene Ich. Ein solcher Mensch kommt von sich selbst nich
los. Er dreht sich unablässig im engsten Kreise um diese
Mittelpunkt wie ein angepflöcktes Tier, das rastlos den Pfah
umrennt, an dem es befestigt ist, nachdem es das Stückche
Weide in der kleinen Runde längst bis auf die Wurzeln ab-
gegrast hat. Versuche es, einen solchen von sich selbst weg-
zulocken oder fortzureißen! Vielleicht gelingt es deine
frischen Kraft. Aber in jedem unbewachten, unbeschäftigte
Augenblick sinkt er sofort wieder in sich selbst zurück. Ja
du wirst erleben, er dreht dir das Wort, mit dem du au
einen anderen zielst, in der Hand um, daß sich die Spitze
auf ihn selber richtet, und das Gespräch, das in die Weite
hinausfliegen soll, holt er alsbald zurück in seine Enge.

Sicherlich, es sind die Symptome einer furchtbaren Krank-
heit, die ich beschrieben habe. Daß es aber eine ansteckende
Krankheit sei, hervorgerufen durch eine Infektion des Ver-
standes, diesen Aberglauben wird man doch nun wohl fahren
lassen. Der Verstand ist eine völlig neutrale Kraft, ein Söldner,
der sich stets in den Dienst des Mächtigsten begibt. Seine
Herren sind die Triebe, die abwechselnd über ihn gebieten
und ihre Geschäfte und Streitigkeiten durch ihn besorgen.
Deshalb ist es durchaus nichts Beliebiges oder Zufälliges,
worauf sich das Denken eines Menschen vorwiegend richtet.
Kein anderer kann es drehen, wohin er will, wie den Zeiger
einer Uhr, sondern er ist wie die Magnetnadel im Kompaß,
die wohl manchmal zittert und schwankt, aber doch immer
wieder, ihrer inneren, unsichtbaren Kraft folgend, sich selber
einstellt.

Was für eine innere Krankheit aber verraten denn nun
die oben geschilderten Symptome der zwecklosen Selbst-
reflexion?

Auf diese Frage befriedigend zu antworten ist nicht leicht.
Wer kennt denn alle fauligen, morastigen Gründe und Unter-
gründe der menschlichen Psyche? Und wer kann es wagen,
im besonderen Falle Bestimmtes zu behaupten, da doch die
wahren Ursachen, solange noch eine Spur gesunden Gefühls
oder auch nur von Eitelkeit vorhanden ist, aufs sorgfältigste

ersteckt werden? Der Psychiater dürfte hier meist eher Rat wissen als der Psychologe. Wie oft mag nicht auf dem chlammigen Grunde des Gewässers das widrige Untier einer kranken Geschlechtlichkeit sitzen, das gefräßig alle sich lustig tummelnden Fischlein nach und nach verschlingt, bis die Öde des Todes über dem trüben Spiegel brütet! Wie dem sein mag, auf einen Verfall der Lebenskraft ist immer zu raten. Alles gesunde Menschensein läuft hinter „Zwecken" her, und wären sie flüchtig und luftig wie die Wolkenschlösser am Abendhimmel. Es findet tausendundein Ziel in der Welt, und es sendet die Gedanken voraus wie die Hunde nach der Beute. Liegt der Jäger matt und krank darnieder, unlustig zu jeder Jagd, so umgähnen und umheulen die Hunde sein Haus und kommen nicht ins Freie und Ferne. Es gehört Kraft dazu, sein Wesen auszudehnen und auszuspannen über weite Strecken rund um das Ich, und das Denken ist immer dabei. Ein Goethe und Nietzsche bezwingen so eine Welt, den meisten zieht die schwächere Kraft weit engere Kreise. Wer aber ganz müde und kraftlos innerlich dahinsiecht, dessen Gedanken kommen nicht mehr über die Schwelle seiner Krankenstube. Sie umschleichen ihn selber, dumpf und schwermütig, mit unablässigem Grübeln.

Diesen Zusammenhang zwischen innerer Schwäche und unwillkürlicher Selbstreflexion kann jeder in sich selbst erkennen, auch der Kraftvollste. Denn jeder hat einmal eine müde Stunde, in der sich seine Seele matt und kränklich zusammenkrümmt. Und kommen dann nicht immer gleich auch die Gedanken, die vorher irgendwo in der Weite tätig waren, mit lahmen Flügeln zurückgeflattert und umschwirren die Seele und lassen sich nicht fortscheuchen? Einen wunderbaren Ausdruck hat Nietzsche dieser Erfahrung gegeben, indem er Zarathustra nach Beendigung seines Tanzliedes auf das Leben also sprechen läßt:

„Die Sonne ist lange schon hinunter; die Wiese ist feucht, von den Wäldern her kommt Kühle.

Ein Unbekanntes ist um mich und blickt nachdenklich. Was! Du lebst noch, Zarathustra?

Warum? Wofür? Wodurch? Wohin? Wo? Wie? Ist es nicht Torheit, noch zu leben? —

Ach, meine Freunde, der Abend ist es, der so aus mi fragt. Vergebt mir meine Traurigkeit!

Abend ward es: vergebt mir, daß es Abend ward!"

Ich denke, damit ist über diese düsteren und unerfreuliche Dinge hinlänglich Licht verbreitet, und es ist klar geworden mit wie schlechtem Rechte man die Schuld an dem Verderben eines kraftlosen Grüblers Nietzsches Schriften zuwälzt. Er trug das Verderben in sich, ehe er eine Zeile von Nietzsch las. Das zeigt sich in der Art, wie er diese Bücher liest und gebraucht. Die psychologische Selbstenträtselung, die bei Nietzsche ein gewaltiges Schaffen war, das dem aufsteigenden Leben diente und fernen hohen Zielen zustrebte, — sie wird bei ihm zum Ausdruck der Schwäche, die nichts Interessantes in der weiten Welt mehr kennt als sich und ihre Leiden. Was er — bei hinreichender Begabung — aus Nietzsche entnimmt, ist nichts als eine klarere Erkenntnis und eine geistreichere Beschreibung seines Verfalls. Er wird das düstere Bild seines Inneren, wenn auch vielleicht nur vor sich selber, gern mit Nietzsches überall so funkelnden Farben übermalen, und kommt es zum Äußersten, so mag er wohl gar noch dem Dichter Nietzsche die letzte Lust seines Lebens zu danken haben: das Grab, das er sich selber gräbt, mit den bunten, leuchtenden Blüten seiner Sprache zu schmücken. —

Und macht er denn wirklich Ernst, greift er mit einer letzten Entschlossenheit zur Pistole, um mit ihrem Feuer sich selber auszulöschen, — gestehen wir's doch, es ist nicht seine schlechteste Tat, und ehren wir seine letzte Entschlossenheit! Es gibt so manchen Toren, der vor den Donnerschlägen des Schicksals zu tief erschrickt und in unnötiger Angst vor ein paar dunklen Wolken aus der Welt läuft, anstatt das Wetter vorüberziehen zu lassen. Wer aber vor sich selbst ins Nichts entflieht, dem gilt doch wohl das harte, aber redliche Wort Nietzsches: „Es gibt keine Erlösung für den, der so an sich selber leidet, es sei denn ein schneller Tod." Oder das andere Wort: „An Unheilbarem soll man nicht Arzt sein wollen: also lehrt es Zarathustra: — so sollt ihr dahinfahren!

Aber es gehört mehr Mut dazu ein Ende zu machen als einen neuen Vers: das wissen alle Ärzte und Dichter."

Doch es scheint, unsere Zeit ist so weichlich und so in

das Leben verliebt, daß sie den Tod als Erlöser nicht begreift und über jeden Wehe schreit, der diesen Arzt selbst herbeiruft. Oder ist sie nur zu verlogen dazu? — Goethe war derber und ehrlicher. Als es ihm, wie Eckermann berichtet, der englische Bischof Lord Bristol „ins Gewissen schieben" wollte, daß er durch seinen Werther die Menschen zum Selbstmorde verleitet habe, erwiderte er: „Ihr wollt einen Schriftsteller zur Rechenschaft ziehen und ein Werk verdammen, das, durch einige beschränkte Geister falsch aufgefaßt, die Welt höchstens von einem Dutzend Dummköpfen und Taugenichtsen befreit hat, die gar nichts Besseres tun konnten, als den schwachen Rest ihres bißchen Lichtes vollends auszublasen. — Ich dachte, ich hätte der Menschheit einen wirklichen Dienst geleistet und ihren Dank verdient, und nun kommt ihr und wollt mir diese gute kleine Waffentat zum Verbrechen machen."

VIII.

Rate ich nun etwa mit alledem dazu, Nietzsches Schriften unreifen Knaben und Mädchen in die Hände zu geben und den Zarathustra wohl gar zum Schulbuch zu machen?

Um alles in der Welt nicht! Das ist keine Speise für Kinder, noch weniger als die Reden der alttestamentlichen Propheten und die Bergpredigt, die man, im Banne einer langen, törichten Gewohnheit, leider fort und fort unseren Kindern zu kosten gibt. Von selbst würden sie ja nicht darauf verfallen, so ernste, dunkle und tiefsinnige Sprüche zu lesen. Und so ist auch keine Gefahr, daß Kinderhände freiwillig nach dem Zarathustra greifen. —

Man soll aber auch die Allgemeinheit reiferen Alters möglichst vor Nietzsche bewahren oder, was dasselbe ist, Nietzsche vor der Allgemeinheit. Denn „solches ist nicht für lange Ohren gesagt. Jedwedes Wort gehört auch nicht in jedes Maul. Das sind feine, ferne Dinge: nach denen sollen nicht Schafsklauen greifen!" Es gibt der Narren genug, die diese derbe Abfertigung verdienen, und der Zara-

thustra liegt in Leder und Goldschnitt auf manchem Tisch der durchaus nicht wert ist ihn zu tragen. Er gehört ja nur zu den Büchern, „die man gelesen haben muß“, „über die man spricht“, in der Kneipe nämlich und im Salon — wie man über das letzte Theaterstück spricht und über den neuesten Roman, ein flaches, ekelhaftes Geschwätz, ein „widriges Wort-Spülicht“, frech ausgegossen über das Seltenste, Feinste, Verehrungswürdigste. Wahrlich, Nietzsche ist kein Menschen-verderber, — die Menschen zeigen an ihm nur deutlicher als an manchem anderen, was sie sind — aber die meisten Menschen sind in einem gewissen Sinne Nietzscheverderber.

Doch das ist einmal das Los alles Hohen, zur Schau und zum Gespräch für jedermann zu dienen. Bücher sind Käfige, in denen der Geist gefangen sitzt wie ein Adler. Mag er verächtlich durch die Gitterstäbe auf die Menge blicken, die sich gaffend und schwatzend an ihm vorbeidrängt, — er muß sich ihr Gaffen und Schwatzen gefallen lassen. Und schließlich, er bleibt ja auch, was er ist, und kommt der rechte Betrachter, so sieht er noch an seinen zusammengelegten Schwingen stets das Stück des blauen Himmels hängen, das er zuletzt durchrauschte, und unter seinen Fängen, die jetzt auf einer Stange ruhen, schaut er die trotzige Felszacke, die sie zuletzt umkrallten. Die Sonne scheint auf Gute und Schlechte, auf Weise und Toren herab, und ihr Licht wird von vielen benutzt, um Torheiten und Freveltaten darin zu verüben, aber das Gold ihrer Strahlen wird dadurch nicht getrübt. —

Nachdem ich nun mit vielen Worten gesagt habe, was Nietzsche nicht ist — nämlich kein Verführer zur Unsittlichkeit, kein Seelenverdüsterer, kein Glaubenszerstörer, kein Giftmischer des Geistes, der durch scharfe Tränke das Innere zersetzt, nichts für Kinder zuletzt und nichts für die Menge — bleibt mir mit wenigen Worten zu sagen übrig, was er ist. Und da wünschte ich mir die Sprache des Plato, um den Geliebten meiner Seele als den Eros der Geisteswelt zu preisen, wie Alkibiades seinen bewunderten Lehrer im „Gastmahl“ preist. Doch ich will lieber ihn selber reden lassen und mit Frau Förster-Nietzsche eine dem Dionysus geltende Stelle auf ihn selbst anwenden: er war „das Genie des Herzens, wie es jener große Verborgene hat, der Ver-

sucher-Gott und geborene Rattenfänger des Gewissens, dessen Stimme bis in die Unterwelt jeder Seele hinabzusteigen weiß, welcher nicht ein Wort sagt, nicht einen Blick blickt, in dem nicht eine Rücksicht und Falte der Lockung läge, zu dessen Meisterschaft es gehört, daß er zu scheinen versteht — und nicht das, was er ist, sondern was denen, die ihm folgen, ein Zwang mehr ist, um sich immer näher an ihn zu drängen, um ihm immer innerlicher und gründlicher zu folgen; — das Genie des Herzens, das alles Laute und Selbstgefällige verstummen macht und horchen lehrt, das die rauhen Seelen glättet und ihnen ein neues Verlangen zu kosten gibt, — still zu liegen wie ein Spiegel, daß sich der tiefe Himmel auf ihnen spiegele —; das Genie des Herzens, das die tölpische und überrasche Hand zögern und zierlicher greifen lehrt; das den verborgenen und vergessenen Schatz, den Tropfen Güte und süßer Geistigkeit unter trübem, dickem Eise verrät und eine Wünschelrute für jedes Korn Goldes ist, welches lange im Kerker vielen Schlamms und Sandes begraben lag; das Genie des Herzens, von dessen Berührung jeder reicher fortgeht, nicht begnadet und überrascht, nicht wie von fremdem Gute beglückt und bedrückt, sondern reicher an sich selber, sich neuer als zuvor, aufgebrochen, von einem Tauwinde angeweht und ausgehorcht, unsicherer vielleicht, zärtlicher, zerbrechlicher, zerbrochener, aber voll Hoffnungen, die noch keinen Namen haben, voll neuen Willens und Strömens, voll neuen Unwillens und Zurückströmens." Dieses Genie des Herzens, dieser Seelenlöser und Seelenerwecker, dieser König der Pädagogik, — er war es nicht nur im persönlichen Umgange, er ist es auch in seinen Schriften. Besaß er doch in einziger Weise die seltene Kunst, in seinen „geschriebenen und gemalten Gedanken" sich selbst, sein inneres Wesen, auf das Papier zu zaubern. Daher fehlt seinen Büchern die Enge und Starrheit, die sonst Bücher, zumal philosophische Bücher, an sich haben. Seine Bücher liegen da wie ein Garten, weit, bunt, abwechselnd und rätselvoll, und jedesmal, wenn man darin geweilt hat, möchte man in die Worte ausbrechen: „In dein Auge schaute ich jüngst, o Leben! Und ins Unergründliche schien ich mir da zu sinken."

